Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— ℳ 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Criminalgeschichten.

Von

Ewald Aug. König.

Berlin.

Richard Eckstein Nachfolger.

(Hammer & Runge.)

Inhalt

Vergiftet.

Die schmetternden Klänge des Posthorns waren verklungen, die Extrapost hielt vor dem Gasthofe. Es war ein Gasthof zweiten Ranges, aber wegen seines langjährigen guten Rufes ein viel besuchtes Haus.

Diensteifrig sprangen Portier und Kellner herbei, um die Wagenthür zu öffnen, indes der Oberkellner seine Serviette malerisch über die Achsel legte und sich vorbereitete, die Fremden zu empfangen.

Ein Herr und eine Dame stiegen aus, der Herr forderte ein Zimmer und wandte sich darauf zu seiner Begleiterin mit der Frage, ob sie etwas zu genießen wünsche. Er richtete diese Frage in liebevollem, ja zärtlichem Tone an sie, um so schärfer war der Kontrast, als sie in kurz angebundener, fast verletzender Weise ablehnte.

Sie war eine kleine, zierliche Gestalt mit feinen hübschen Zügen, er hingegen war groß, schlank und kräftig gebaut, und in seinem etwas geröteten Gesicht spiegelte sich die ganze Schroffheit eines eigenwilligen Charakters.

Trugen ihre Züge den Ausdruck der Sanftmut und Herzensgüte, lag in ihnen etwas, was von schlaflosen Nächten und vielen Thränen erzählte, so war dagegen der Ausdruck seines Gesichts hart und abstoßend.

Sie waren beide noch jung und dem Anscheine nach erst seit einigen Wochen verheiratet, und wenn man gerecht sein wollte, so mußte man ihm das Zeugnis geben, daß er seine Frau mit großer Liebe behandelte.

Der Zimmerkellner, der sie bediente, konnte die Freundlichkeit und Artigkeit des Herrn nicht genug rühmen, von der jungen Frau hingegen wußte er nichts weiter zu sagen, als daß sie sehr schweigsam, ernst und niedergedrückt sei.

Diese Schweigsamkeit und Niedergeschlagenheit waren bei einer jungen, kaum vermählten Frau allerdings seltsam und auffallend, und der Kellner, der sich gerade deshalb für das hübsche Weibchen interessierte, versuchte auch, die Gründe zu erforschen, aber seine Beobachtungen blieben ohne Resultat.

Das junge Ehepaar wohnte bereits acht Tage in dem Gasthofe und traf auch noch keine Anstalten abzureisen, und das war um so sonderbarer, als die Beiden weder für die Sehenswürdigkeiten der Stadt, noch für die herrliche Umgebung Interesse zeigten.

Die junge Frau hatte in den acht Tagen nur einmal das Haus verlassen, ihr Gatte war täglich ausgegangen, aber stets nur auf kurze Zeit.

Und nun trat Herr Rauer in das Büreau des Gasthofbesitzers mit der Frage, ob er billiger wohnen werde, wenn er das Zimmer gleich für vier oder sechs Wochen miete.

„Ich will von hier aus kleine Reisen in die Umgegend machen,“ sagte er, „meine Hochzeitsreise mit einer Geschäftsreise und so das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Meine Frau wird hier bleiben, sie reis't nicht gern, sie hat für nichts Interesse.“

Bei den letzten Worten glitt ein spöttisches Lächeln über seine Züge, es war das erste Mal, daß er sich unzufrieden über seine Frau äußerte.

Der Oberkellner einigte sich rasch mit ihm über den Preis, und Rauer mietete das Zimmer auf vier Wochen.

Das geschah an einem trüben, regnerischen Tage, am Abend trat Rauer noch einmal ins Büreau und bat um einen Hausschlüssel.

Er wolle heute noch mit dem Nachtzuge abreisen, sagte er, und er wisse nicht, wann er zurückkehre. Es sei möglich, daß er in der Nacht heimkehre, dann wolle er nicht gerne stören.

Er erhielt den Schlüssel und verließ eine Stunde später den Gasthof.

Es war eine stürmische Nacht, der Sturm peitschte den Regen in schweren Massen gegen die Mauern, und auch am nächsten Morgen dauerte der Sturm noch fort.

Reisende kamen und gingen, Fremde reisten ab und andere kamen an, es war trotz der schlechten Witterung sehr lebhaft in dem Gasthofe, und niemand dachte in dieser Unruhe daran, daß Madame Rauer ihr Frühstück noch nicht gefordert hatte.

Es wurde Mittag, man traf schon die Vorbereitungen zum Diner, die Gäste bildeten im Speisesaal Gruppen und plauderten miteinander, und erst jetzt erinnerte der Kellner sich, daß er der jungen Frau das Mittagessen hinauf ins Zimmer bringen mußte.

Ein Gedanke brachte den anderen, und dem Kellner mußte es nun auffallen, daß Madame Rauer das Frühstück noch nicht gefordert hatte.

Natürlich mußte das seine besonderen Gründe haben, und wie alle seine Kollegen, war auch dieser Kellner sehr neugierig.

Er stürmte die Treppe hinauf und als er vor der Thür des Zimmers stand, in welchem die hübsche Frau wohnte, da mußte er tief aufatmen, um die Last abzuschütteln, die sich so plötzlich ihm auf die Seele gewälzt hatte.

Er pochte an — keine Antwort.

Der Schlüssel hing unten an der schwarzen Tafel nicht, die Thür mußte also von innen verschlossen sein.

Er pochte noch einmal an — drinnen blieb alles still.

Der Kellner schüttelte sehr bedenklich das zierlich frisierte Haupt. War am Ende die Dame ihrem Gatten gefolgt? Hm, man hatte ja Beispiele, daß Gäste heimlich davon gegangen waren und sogar die Betten mitgenommen hatten.

Und die vergangene Nacht war so stürmisch gewesen!

Er pochte zum dritten Male an — wieder keine Antwort!

Der Kellner eilte hinunter. Einige Minuten später stand er mit dem Besitzer des Gasthofes, dem Oberkellner und dem Portier vor der verschlossenen Thür.

Sie klopften alle an — drinnen regte sich nichts.

Der Portier wurde zur Polizei geschickt, nur in Gegenwart eines Beamten durfte die Thür gewaltsam geöffnet werden.

Es waren nur zwei Fälle möglich. Entweder ein plötzlicher Tod hatte die junge Frau hinweggerafft, oder sie war heimlich geflohen, der Himmel mochte wissen, aus welchen Gründen.

Und es dauerte lange, bis der Polizeikommissar erschien, zu lange für die Neugier derjenigen, die auf ihn warteten.

Der Schlosser war längst da, im Beisein des Kommissars wurde noch einmal angepocht, und als auch jetzt keine Antwort erfolgte, begann der Schlosser seine Arbeit.

Zwei Minuten später war die Thür geöffnet, der Polizeibeamte ging in das halbdunkle Zimmer, ihm folgten der Wirt und die Kellner.

Die Betten standen so, daß der erste Blick des Eintretenden auf sie fallen mußte. Und in einem dieser Betten lag die junge Frau, — man sah nur das Gesicht, aber es waren starre Züge, die Züge einer Leiche.

Der Beamte trat an das Bett und legte seine Hand auf die Stirn der jungen Frau.

„Lassen Sie einen Arzt rufen," wandte er sich zu dem Wirt, „die Frau ist tot und schon kalt."

Wenn auch Wirt und Kellner diese Entdeckung erwartet hatten, so waren sie jetzt doch so bestürzt, daß sie keine Worte finden konnten.

„Es wird doch kein Verbrechen vorliegen?" brach der Wirt endlich das Schweigen.

„Anscheinend nicht," erwiderte der Kommissar, „indes muß darüber der Arzt urteilen. Lassen sie ihn sofort holen, auch wird es gut sein, daß Gericht benachrichtigen zu lassen."

Das Gericht? Der Wirt stutzte — mit dem Gericht hatte er nicht gerne zu schaffen, er setzte dadurch den guten Ruf seines Gasthofes aufs Spiel.

Er sträubte sich auch aus diesem Grunde gegen den Rat des Beamten, aber als eine Stunde später der Arzt

ihm erklärte, die junge Frau sei nicht am Schlage, sondern an Gift gestorben, da wurde die Sachlage doch eine andere, und der Wirt mußte in den saueren Apfel beißen und das Gericht von dem Vorgefallenen benachrichtigen.

Die Untersuchung ergab, daß Madame Rauer wirklich Gift genommen hatte, das Weinglas auf dem Tische enthielt noch einen kleinen Rest der totbringenden Flüssigkeit, der jetzt sorgfältig in ein Fläschchen geschüttet und mitgenommen wurde.

Merkwürdig war es nur, daß man die Leiche in einer so ruhigen Lage gefunden hatte, da nach dem Gutachten des Arztes dem Tode die heftigsten Krämpfe vorhergegangen sein mußten.

Die Gründe des Selbstmordes waren natürlich Allen sehr unklar, von den Anwesenden kannte ja keiner die Verhältnisse der Verstorbenen, die dem äußeren Anscheine nach sehr befriedigend, ja sogar glänzend sein mußten, und wie der Kellner behauptete, waren auch ihre Beziehungen zu dem jetzt leider abwesenden Gatten die besten gewesen.

Der Untersuchungsrichter wollte schon das Protokoll schließen, als ein Handlungsreisender aus eigenem Antriebe sich zum Verhör meldete.

Er sagte aus, er wohne im Nebenzimmer und sei in der verflossenen Nacht plötzlich aus dem tiefsten Schlafe aufgefahren, und er glaube noch jetzt sich deutlich zu erinnern, daß er einen dumpfen Schrei gehört habe. Er habe lange gehorcht, aber nichts weiter vernommen und sich deshalb wieder hingelegt, aber es sei ihm sobald nicht möglich gewesen, einzuschlafen. Etwa nach einer halben Stunde habe er deutlich gehört, wie die Thür dieses Zimmers geöffnet und wieder geschlossen worden sei.

Das war alles und im Grunde genommen, war es nichts, was auf die Sache ein Licht werfen konnte. Den Schrei konnte die Frau im Todeskampfe ausgestoßen haben und das Öffnen und Schließen der Thür — nun, das war nichts weiter als Einbildung, vielleicht auch hatte der Reisende das geträumt.

Überdies war ja auch die Thür von innen geschlossen gewesen und — aber wo war denn der Schlüssel? Im Schlosse steckte er nicht und unten auf dem Fußboden fand man ihn auch nicht.

Sollte der Reisende dennoch Recht gehabt haben? Es wurden weitere Nachforschungen angestellt, aber man entdeckte nichts, was nur auf die Möglichkeit eines Verbrechens schließen ließ.

Niemand hatte in jener Nacht irgend ein Geräusch oder einen Schrei vernommen, der Reisende stand mit seiner Aussage ganz allein, und da es sich nun auch noch herausstellte, daß dieser Zeuge am Abend vorher etwas stark gezecht hatte, so verlor seine Erklärung auch den letzten Rest ihres Wertes.

Am zweiten Tage kam Rauer zurück. Sein Schmerz kannte keine Grenzen. Er war der unglücklichste Mensch unter der Sonne, und er machte der Toten die bittersten Vorwürfe, daß sie ihm diesen Gram bereitet hatte.

Natürlich mußte er ebenfalls verhört werden, er begriff das nicht, aber es mußte sein, und er fügte sich auch mit Ruhe und Ernst in die Notwendigkeit.

Er hatte keine Ahnung von diesem Vorsatz seiner armen Frau gehabt, sonst werde er sie sicher nicht verlassen haben, er wußte auch nicht, wie sie es ermöglicht hatte, sich das Gift zu verschaffen

Er konnte für den Selbstmord nur einen Grund finden: die Schwermut der Toten. Sie war nach seiner Aussage immer melancholisch gewesen, sie hatte gern über das Jenseits gesprochen und großen Hang zur religiösen Schwärmerei gehabt.

Möglich, daß sie aus diesem Grund sich das Leben genommen hatte.

Der Schlüssel zur Thüre wurde über dem Bette gefunden, Madame Rauer mußte ihn am Abend abgezogen und mit ins Bett genommen haben, nach der Aussage ihres Mannes war sie sehr ängstlich gewesen.

So hatte also alles eine natürliche Lösung gefunden, die Leiche wurde beerdigt und Rauer traf bereits die Vorbereitungen zur Abreise. Es war ja natürlich, daß ihm der Aufenthalt in diesem Hause nicht mehr angenehm sein konnte, es erinnerte ihn hier ja alles an seinen schweren Verlust. Überdies mußte er ja auch in seine Heimat zurückkehren, um sich mit den Eltern und Verwandten seiner Frau wegen der Erbschaft auseinander zu setzen.

Es war am Abend nach der Beerdigung, und wieder heulte, wie in der Todesnacht, der Sturm durch die einsamen, stillen Straßen.

Der Untersuchungsrichter saß in seinem Studierzimmer und blätterte in einem Aktenstoß, während er dann und wann eine Rauchwolke aus der langen Pfeife sog und sie behaglich vor sich hin blies.

Da meldete ihm die Magd den Besuch eines Fremden, der in einer dringenden Angelegenheit mit dem Herrn Gerichtsrat zu reden wünsche.

Der alte Herr war zwar unwillig über die Störung, aber er konnte den Fremden doch nicht gut abweisen.

Ein junger Mann mit offenen, intelligenten Gesichtszügen trat ein, sein bescheidenes Auftreten machte auf den Gerichtsrat sofort einen gewinnenden Eindruck.

„Sie wünschen mit mir in einer dringenden Angelegenheit zu reden?“ fragte der alte Herr, nachdem er seinen Gast mit einem forschenden Blick gemustert hatte.

„Ja, Herr Rat,“ erwiderte der Fremde, „und ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich störe. Mein Name ist Konstanz Burger, und ich komme aus derselben Stadt, welche Frau Rauer ihre Heimat nannte. Sie erinnern sich wohl noch der jungen, hübschen Frau, die hier so plötzlich gestorben ist?“

„Allerdings,“ sagte der Rat, „ich irre wohl nicht, wenn ich in Ihnen einen Verwandten jener Dame vermute?“

Ein schmerzlicher Zug breitete sich über das Gesicht des jungen Mannes.

„Nicht doch,“ entgegnete er kopfschüttelnd, „meine Beziehungen zu der Verstorbenen waren anderer Natur. Man sagt, sie habe selbst sich das Leben genommen.“

„Das ist die Wahrheit.“

„O, nein, Herr Rat, es ist ein Irrtum, und ich werde alles aufbieten, diesen Irrtum aufzuklären,“ erwiderte Burger in demselben schmerzlichen Tone. „Wollen Sie mir eine Viertelstunde schenken, damit ich Ihnen die nötigen Mitteilungen machen kann?“

Der alte Herr nickte bejahend und hüllte sich in eine Rauchwolke ein.

„Konstanze und ich waren Jugendgespielen,“ fuhr Burger fort, und der schmerzliche Seufzer, der sich seinen Lippen entrang, mußte wohl der Erinnerung an seine

schöne und glückliche Zeit gelten. „Und aus dieser Jugendfreundschaft entsprang eine innige Liebe, die uns die Zukunft im strahlendsten Sonnenscheine zeigte. Ach ja, wenn der Mensch nur zu wünschen brauchte, um das Glück sich unterthan zu machen! Verzeihen Sie, Herr Rat, wenn der in meinem Innern nagende Schmerz mich zu Abschweifungen verleitet, in ihnen macht ein aus tausend Wunden blutendes Herz sich Luft. Mein Vater war ein armer Handwerker und den Vater Konstanzes nannte man Millionär, das wird Ihnen genügen zur Erklärung dessen, was nun folgt. Ich wagte nicht, um die Hand der Geliebten zu werben, obgleich ich heimlich mit ihr verlobt war, ich hatte mir noch keine selbständige Stellung errungen, aber ich war auf dem besten Wege dazu, und ich wollte nun auch warten, bis ich etwas Sicheres finden konnte. In jener Zeit, es war im vergangenen Winter, wurde Herr Rauer mit dem Vater Konstanzes bekannt."

„Verzeihen Sie, wer und was ist dieser Herr Rauer?" fiel der Gerichtsrat ihm in die Rede.

„Ja darüber habe ich selbst oft schon nachgedacht," erwiderte Burger. „Er ließ sich in unserer Stadt erst kurz vorher nieder, und man sagte, er lebe von den Zinsen seines Vermögens. Nun, er lebte flott und machte keine Schulden, und er war, wie man allgemein hörte, ein angenehmer, unterhaltender Gesellschafter. Den Vater Konstanzes hat er dann auch richtig gekapert, der alte Mann war ganz vernarrt in ihn. Das dauerte einige Monate, als er um die Hand Konstanzes warb, und da er sehr genau wußte, daß Konstanze ihm einen Korb geben würde, so wandte er sich an den Vater, dessen volles Vertrauen

er besaß. Sein Antrag wurde angenommen und Konstanze mußte gehorchen."

„Wie, mein Herr, so war es eine Heirat gegen den Willen der jungen Frau?"

„Ja, Herr Rat. Die Sache hat zu sehr heftigen Auftritten Veranlassung gegeben, aber die Strenge des Vaters siegte, er drohte seinem einzigen Kinde mit dem Fluche — da gab Konstanze nach."

Der junge Mann bedeckte die Augen mit der Hand, aber die Schwäche, die ihn anwandelte, währte nur einen kurzen Augenblick.

„Der Ehevertrag, der am Tage vor der Hochzeit notariell abgeschlossen wurde, lautete dahin, daß Rauer erstens eine bedeutende Summe als Morgengabe und später die ganze Hinterlassenschaft seines Schwiegervaters erhielt. Dahingegen verpflichtete er sich, die Mitgift seiner Braut zu verdoppeln und diese ganze Summe für seine Frau hypothekarisch sicher zu stellen. Ob das letztere geschehen ist, weiß ich nicht, voraussetzen aber läßt sich mit zuversichtlicher Sicherheit, daß Rauer das Geld erhalten hat. Nun frage ich, weshalb blieben sie hier so lange? Weshalb setzten sie nicht schon am zweiten oder dritten Tage ihre Reise fort? Und was thaten sie hier? Weshalb machte er allein kurz vor dem Tode seiner Gattin die Reise?"

Der Gerichtsrat hatte sich erhoben, er wanderte auf und nieder; alle diese Fragen, die der junge Mann an ihn richtete, legte er selbst sich vor.

Vor allem — wer war dieser Rauer? War er wirklich ein reicher, vornehmer Herr, der zu sein er scheinen wollte? Wenn er es war, weshalb logierte er in einem

Gasthofe zweiten Ranges, und zumal auf der Hochzeitsreise?

„Ich weiß nicht, die Geschichte, die Sie mir da erzählt haben, kommt jeden Tag vor," sagte er, gedankenvoll das Haupt schüttelnd, „Sie können aus ihr nicht den Schluß ziehen, mit dem Sie Ihre Mitteilungen begannen."

„Hören Sie weiter. Wo ist Rauer in jener Nacht gewesen?"

„Nun, er war verreist, er hat den Ort genannt; es wird leicht sein, zu erfahren, ob er dort übernachtet hat."

„Das wäre der erste Schritt, der gethan werden müßte!"

„Aber mein Gott, ich begreife wirklich nicht, wie Sie auf diesem Wege etwas ermitteln wollen," sagte der Gerichtsrat ungeduldig. „Nehmen wir an, Rauer habe das Verbrechen begangen, so wird er keinesfalls bei ihrem Tode zugegen gewesen sein. Das wäre eine Thorheit, deren ich ihn nicht fähig halte."

„Anscheinend haben Sie recht," erwiderte Burger, „aber die Sache hat auch eine zweite Seite. Nehmen wir an, die junge Frau habe das Gift genommen, glauben Sie, sie werde sich ruhig hingelegt und die Wirkung abgewartet haben? Glauben Sie, dieses zarte, sensible Wesen habe die Kraft gehabt, den furchtbaren Schmerzen zu gebieten? Ich kenne sie besser, sie hätte Lärm gemacht, nach einem Arzt gerufen und den Gasthof allarmiert. Nun will Niemand etwas gehört haben, und es steht doch fest, daß sie unter furchtbaren Schmerzen gestorben sein muß."

„Wie erklären Sie sich das?" fragte der Rat, indem er die klugen forschenden Augen fest auf das Gesicht des jungen Mannes heftete.

„Wie ich mir das erkläre? Kann nicht ein gewaltsamer Mord hier vorliegen? Ist es nicht möglich, daß der Mörder den Hilferuf erstickt hat?“

„Das könnte nur durch Erdrosselung geschehen sein,“ erwiderte der alte Herr, „und die Spuren der Erdrosselung bleiben stets an der Leiche zurück.“

„Man hat nicht darauf geachtet.“

„Der Arzt würde sie sofort bemerkt haben.“

„Sie glauben mir also nicht?“ fragte Burger ärgerlich.

„Nun, ich gebe zu, daß in Ihren Mitteilungen manches ist, was zu einem Verdacht berechtigt, aber es sind keine greifbaren Beweise da, kein Anhaltspunkt, auf den man sich stützen könnte! Der Vorfall hat eine zu natürliche Lösung gefunden!“

Der junge Mann hatte ein Portefeuille aus der Tasche geholt, er öffnete es und nahm einen Brief heraus, den er entfaltete.

„So will ich ihnen denn auch dies preisgeben,“ sagte er, und wieder entrang sich ein Seufzer seinen Lippen, „kein Opfer ist mir zu groß, wenn sie nur gerächt wird. Konstanze hat nach ihrer Hochzeit nur noch einmal an mich geschrieben, von hier aus. Es ist gewissermaßen ihr Abschiedsbrief, und für mich ist er ein teures Andenken an sie, ein Heiligtum. Ich übergehe die Einleitung und lese Ihnen nur das vor, was Interesse für Sie haben kann: ‚Wie ich es meinem Vater vorausgesagt habe, ist mir das Leben an der Seite dieses Mannes eine unerträgliche Last — ‘“

„Ah, da haben wirs ja!“ rief der Rat.

„Nein, nein, hören Sie weiter: ‚Aber ich werde diese Last tragen, das Schicksal soll mich nicht feige finden. Ich

wußte es — ach, wie ganz anders hatte ich die Zukunft mir gemalt! Alle meine Luftschlösser, die ich mit dem Herrlichsten geschmückt hatte, sind zusammengestürzt, und ich stehe auf ihren Trümmern allein, in finsterer Nacht. Möge Dir ein schöneres Los blühen!'"

„Und nun weiter: ‚Ich weiß nicht, weshalb mein Mann, denn so muß ich ihn doch nennen, vor den Leuten so höflich und zärtlich gegen mich ist! Weiß ich denn nicht, daß ich ihm selbst eine Last bin, und daß er nur meiner Mitgift wegen um mich geworben hat? Wozu die Komödie? Ich will ihn nicht anklagen, ihn nicht dem Arme der Gerechtigkeit überliefern, so sehr er es auch verdient hat, die Schande fiele ja auf mich zurück.'"

„Was soll das heißen?" fragte der Rat.

„Ich weiß es nicht."

„Kommt die Dame nicht noch einmal auf diesen Punkt zurück?"

„Nur einmal — hier: ‚Wenn ich ihn nur achten könnte! Aber seitdem ich ihn ganz kenne, seitdem ich weiß, daß alles an ihm nur eine Maske ist, mit der er seine Umgebung täuscht und betrügt, seitdem muß ich ihn verachten. Und er weiß das, er weiß, daß ich ihn kenne.'"

„Das wäre also alles?" sagte der Rat.

„Ja. Ist es nicht genug, um Verdacht zu wecken und näheren Aufschlüssen nachzuforschen?"

„Hm — hm," sagte der Gerichtsrat, „es ist eine schlimme Geschichte. Man kann da ganz abscheulich anlaufen. Kennt Rauer Sie?"

„Ja."

„Sie hatten schon einmal ein Rencontre mit ihm?"

„Allerdings."

„Und er weiß, daß Sie hier sind?“

„Nein,“ erwiderte Burger, „mein erster Gang galt Ihnen. Rauer will morgen früh abreisen —“

„Ich werde das zu verhindern suchen,“ fiel der Gerichtsrat ihm ins Wort, indem er die Pfeife neben den Schreibtisch stellte. „Wo logieren Sie?“

„Im ‚Bayrischen Hof‘.“

„Gut, ich werde zu Ihnen schicken, sobald ich Sie zu sehen wünsche, so lange halten Sie sich fern.“

Der Gerichtsrat hatte, während er dies sagte, im Beisein seines Gastes Toilette gemacht, er nahm jetzt Hut und Schirm und verließ, von dem jungen Manne begleitet, das Haus.

Rauer war damit beschäftigt, einige Briefe zu schreiben, als der Gerichtsrat nach kurzem Anpochen eintrat.

Er sprang von seinem Stuhle auf, und es ließ sich nicht verkennen, daß er mehr bestürzt, als überrascht war, aber im nächsten Moment war er wieder Herr der Situation, ein spöttisches Lächeln umzuckte seine Lippen.

„Welchem Umstande verdanke ich die Ehre?“ fragte er ruhig.

Der Rat befand sich in einiger Verlegenheit.

„Es sind wegen ihrer Frau Gemahlin Gerüchte im Umlauf, die mich dringend wünschen lassen, daß Sie noch einige Tage hier weilen,“ antwortete er, „es sind da dunkle Punkte aufgetaucht, die nur Sie allein aufklären können.“

Der junge Mann blieb kalt und ruhig.

„Soll das vielleicht heißen, daß irgend ein Verdacht sich auf mich geworfen hätte?“ fragte er.

„O nein — indes —“

„Bitte, schenken Sie mir reinen Wein ein! Wenn Sie mir befehlen, hier zu bleiben, so werde ich wohl Ihrem Befehle gehorchen müssen, aber ich mache Sie für allen Schaden, der mir daraus erwächst, verantwortlich.“

Damit war die Unterredung zu Ende, und am anderen Tage begann eine neue Untersuchung, die ebenso erfolglos sein sollte, wie die erste.

Es wurde festgestellt, daß Rauer in jener Nacht draußen gewesen war. Wenn auch der Kellner des betreffenden Gasthofes sich nicht mit voller Sicherheit des Gastes erinnern konnte, so stand doch der Name des letzteren im Fremdenbuche, und das konnte als Beweis genügen.

Sodann wurde nochmals konstatiert, daß man in jener Nacht nicht das mindeste verdächtige Geräusch gehört hatte und daß niemals ein hartes Wort zwischen den beiden Gatten gefallen war.

Ferner wurde der Paß Rauers in Ordnung gefunden und eine telegraphische Anfrage in der Heimat seiner verstorbenen Frau zu seinen Gunsten beantwortet.

Es war ihm also durchaus nichts anzuhaben, und trotz alledem behauptete Burger noch immer, Rauer sei der Mörder seiner Frau.

Der Gerichtsrat mußte die Untersuchung schließen, es war nicht der leiseste Anhaltspunkt gefunden worden.

Es war ein schwerer Gang für ihn, als er sich auf den Weg begab, um dem jungen Herrn dies mitzuteilen, aber er war ihm diese Genugthuung schuldig.

Rauer empfing ihn mit kühler Höflichkeit.

„Ich hoffe, Sie werden mir nun gestatten, meine Reise fortzusetzen,“ sagte er, und in dem Tone, den er

anschlug, lag ein beißender Spott, „Sie hätten die nutzlose Mühe und den Ärger sich ersparen können."

Dem Gerichtsrat schoß das Blut in die Wangen.

„Ich habe meine Schuldigkeit gethan," erwiderte er, „nichts mehr, noch weniger. Erlauben Sie mir noch einige Fragen."

„Stellen Sie sie in der Eigenschaft eines Inquirenten?"

„Ja. Haben Sie Ihre Frau aus Neigung geheiratet?"

„Natürlich!"

„Und erwiderte Ihre Frau diese Liebe?"

„Welche Frage!" spottete Rauer. „Wir waren ein sehr glückliches Ehepaar."

„Sie hatten also keine Geheimnisse vor Ihrer Frau?"

Rauer blickte betroffen auf, vor dem scharfen forschenden Blick des Richters schlug er verwirrt die Augen nieder.

„Wie meinen Sie das?" fragte er.

„Nun, es soll einen Punkt in Ihrem Leben geben, der die Öffentlichkeit nicht vertragen kann."

Wieder umzuckte jenes höhnische Lächeln die Lippen Rauers.

„Herr Rat, ich möchte wissen, wer mich so sehr verleumdet hat," sagte er, seine volle Ruhe bewahrend, „es ist damit allein, daß man jemand verleumdet, nicht gut, man muß auch die Anklage beweisen können. Haben Sie jetzt noch eine Frage an mich zu richten?"

„Nein," erwiderte der Gerichtsrat, ärgerlich über die Niederlage.

„Nun, dann sage ich ihnen Lebewohl!"

Der Gerichtsrat schritt schon der Thür zu, als diese geöffnet wurde und der Besitzer des Gasthofes eintrat.

„Sie haben vor einer Stunde im Büreau Ihre Rechnung bezahlt?“ wandte der Wirt sich zu Rauer.

„Allerdings, mein Herr.“

„Dann muß ich Sie bitten, diesen Schein umzuwechseln, er ist falsch.“

Rauer erbleichte, sein unstäter Blick streifte hastig den Gerichtsrat, als ob er erforschen wollte, welchen Eindruck diese Worte auf ihn machten.

Der Wirt hatte einen Zehnthalerschein auf den Tisch gelegt.

„Das kann nicht sein,“ sagte Rauer, „ich erinnere mich überhaupt nicht, Ihnen diesen Schein gegeben zu haben.“

„Und der Oberkellner weiß es ganz bestimmt!“ erwiderte der Wirt.

Der Gerichtsrat nahm den Schein auf. War dies das Geheimnis, welches der jungen Frau das Leben gekostet hatte?

„Und ich sage Ihnen, ich kenne den Schein nicht!“ rief Rauer, aber im nächsten Augenblick wich er ganz entsetzt zurück.

Sein Blick war auf die Thür gerichtet, auf der Schwelle standen Burger und ein alter Herr.

„Was wollt Ihr von mir?“ schrie Rauer. „Hinaus mit dem Burschen, der stets zwischen mir und meiner Frau stand!“

„O, daß ich es gekonnt hätte!“ sagte Burger. „Daß ich das Recht dazu gehabt hätte! Konstanze lebte heute noch und wäre glücklich!“

Der alte Herr war auf Rauer zugetreten, er legte seine Hand auf den Arm des jungen Mannes und blickte

ihm ernst, durchbohrend in die Augen. Es war etwas Unheimliches in diesem Blick, etwas, was einen glühenden, nach Rache dürstenden Haß bekundete.

„Wo ist mein Kind?" fragte er mit heiserer Stimme. „Du — Du hast es gemordet, ich klage Dich an, Giftmischer, Mörder meines armen Kindes!"

„Befreit mich von diesem Wahnsinnigen!" rief Rauer, aber schon ergriff Burger den anderen Arm des Angeklagten, der sich vergeblich zu befreien suchte.

„Gemordet!" wiederholte Burger. „Vor Deiner Hochzeit schon kauftest Du das Gift!"

„Und wo ist die Mitgift meines Kindes?" fuhr der alte Herr fort, und in dieser fieberhaften, wilden Erregung glich er in der That einem Wahnsinnigen. „Nur das Geld wolltest Du haben, mein Kind war dir gleichgiltig. Du wußtest ja, daß es dich haßte."

„Herr Gerichtsrat, schützen sie mich vor diesen Tollhäuslern!" rief Rauer, dessen Züge Angst und Entsetzen verzerrten.

Aber der Gerichtsrat fand in der Anklage des alten Herrn eine neue Waffe, die ihn möglicherweise rächen konnte für die erlittene Niederlage.

„Wer ist hier toll?" erwiderte der alte Mann. „Ha, ich könnte es werden, wenn ich darüber nachdenke, daß ich mein Kind dem Henker überliefert habe! Herr Gerichtsrat, ich verlange Schutz von Ihnen, Schutz und Gerechtigkeit!"

Bei den letzten Worten hatte er sich auf die Papiere gestürzt, die auf dem Tische lagen; er fand unter ihnen das Portefeuille seines Schwiegersohnes, und ehe Rauer es ihm entreißen konnte, hatte er es schon geöffnet.

Banknoten fielen heraus, meist Zehnthalerscheine, der

Gerichtsrat hob sie auf, er verglich sie mit dem Schein, den der Wirt zurückgebracht hatte, sie waren insgesamt falsch.

Der Untersuchungsrichter triumphierte, er hatte jetzt ein Recht, den Mann verhaften zu lassen, und er zögerte nicht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen.

„Mein Herr," sagte er, „ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes wegen Verausgabung falschen Papiergeldes. Herr Wirt, haben Sie die Güte, sofort einen Polizeibeamten holen zu lassen."

Rauer knirschte vor Wut, aber noch immer hielt Burger seinen Arm mit eiserner Kraft gefaßt, und erst, als der Polizeibeamte kam, gab er ihn frei.

Die nun folgende Untersuchung lieferte überraschende Enthüllungen.

Rauer war ein Abenteurer, der schon in aller Herren Länder sich gegen das Gesetz vergangen hatte und stets durch die Flucht der Strafe entgangen war, ein gewandter und verwegener Verbrecher.

Anfangs leugnete er hartnäckig, als aber die Beweise gegen ihn sich häuften und er keinen Ausweg mehr sah, legte er ein offenes Geständnis ab.

Er hatte seine Frau ermordet, es war die Wahrheit, er hatte es gethan, weil sie ihm eine Last war und weil er fürchtete, sie könne ihn verraten — sie hatte durch einen Zufall seine Vergangenheit und seine Verbrechen erfahren.

In jener Nacht war er heimlich zurückgekehrt, niemand hatte ihn gesehen, auf den Fußspitzen war er in das Zimmer seiner Frau hineingeschlichen.

Rauer hatte Konstanze die Scheidung vorgeschlagen, sie war mit großer Freude darauf eingegangen und hatte

sogar auf die Trennung mit ihm angestoßen, ohne zu ahnen, daß er ihr Gift reichte. Und als die Wirkung des Gifts sich zeigte, da hatte er sie in die Kissen gedrückt und festgehalten, bis sie erstickt war. Darauf hatte er ebenso unbemerkt den Gasthof wieder verlassen, um zwei Tage später die Rolle eines verzweifelnden Ehemanns zu spielen.

Das war sein Geständnis, und am nächsten Morgen fand man ihn tot in seiner Zelle, mit seinem Taschentuche hatte er sich erhenkt.

Über Bord.

„Diesen Koffer darf ich nicht aushändigen, mein Herr, er ist Eigentum des Passagiers, der in der vergangenen Nacht verunglückte."

Der Gepäckmeister des soeben von Kopenhagen in London angekommenen Dampfers warf nach diesen Worten noch einmal einen prüfenden Blick in seine Liste, dann befahl er dem neben ihm stehenden Schiffsjungen, den Koffer zu entfernen und zu bewachen.

„Ich bin unzweifelhaft berechtigt, den Koffer im Empfang zu nehmen," erwiderte der Herr, an den jene Worte gerichtet waren; „hier ist der Gepäckschein, der Verunglückte war mein Associé —"

„Ich habe keine Zeit, mit Ihnen darüber zu streiten," unterbrach der Gepäckmeister ihn barsch; „wenden Sie sich an den Kapitän; will er die Verantwortung übernehmen, so kanns mir ja gleichgiltig sein."

Damit wandte er ihm den Rücken, und der hagere, sehr elegant gekleidete Herr, der das dreißigste Lebensjahr kaum überschritten haben mochte, stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf den Boden und ließ den Blick suchend durch die Menge schweifen. Die meisten Passagiere hatten das Schiff schon verlassen. Einige unterhandelten noch mit

den Gepäckträgern, andere standen oder saßen bei ihrem Gepäck, und unablässig drängte die Menge der Landungsbrücke zu. Das Rasseln und Klirren der Ankerketten, das Zischen und Brausen des ausströmenden Dampfes, die Kommandorufe des Kapitäns und das Geschrei der Matrosen — das alles verursachte einen betäubenden Lärm; man konnte es dem Fremden nicht verargen, daß er das Schiff so bald wie möglich zu verlassen wünschte.

Mit sichtbarer Ungeduld strich er mehrmals über seinen rötlichen Vollbart; endlich blieb sein Blick auf einem hohen, schlanken Herrn haften, der durch sein goldenes Lorgnon ihn schon eine geraume Weile beobachtet hatte.

„Sie sind auch noch hier, Herr von Lichtenstein?" fragte er in deutscher Sprache. „Es ist ja kaum auszuhalten in dem Höllenlärm, und dabei verweigert mir der Dickkopf die Auslieferung des Gepäcks."

„Ihres Gepäcks?" fragte der Angeredete ruhig, während er den schottischen Plaid, den er auf dem Arme trug, über die Schulter hing.

„Nein, nein, das Gepäck meines Associés. Sie standen ja in der vergangenen Nacht neben mir; man sollte doch einige Rücksicht auf mich nehmen, den erschütternden Vorfall überwinde ich sobald nicht."

„Wer verweigert ihnen die Herausgabe?"

„Der Dickkopf dort, der Gepäckmeister, wären wir in Deutschland, so würde ich ihm etwas anderes sagen, hier muß man den Mund halten."

„Gehen Sie zum Kapitän!" riet Lichtenstein. „Hier kommt er schon; wenn Sie sich legitimieren können, was ich nicht bezweifle, so —"

Der Fremde hörte nicht mehr auf ihn; er ging rasch dem Kapitän entgegen, der bei seinem Anblick, ihn erwartend, stehen blieb. Er brachte seine Beschwerde an, der Kapitän schüttelte ablehnend das Haupt.

„Ich darf Ihren Wunsch nicht erfüllen," sagte er in bedauerndem Tone; „das Gericht hat darüber zu entscheiden, was mit dem Nachlaß des Verunglückten geschehen soll. Das Protokoll, welches ich gleich nach dem Vorfall aufnahm, ist bereits abgegeben; Sie waren bei dem Ereignis anwesend, das Gericht wird jedenfalls Ihr Zeugnis fordern."

„Was soll ich noch bezeugen?" erwiderte der Fremde, während Herr von Lichtenstein, an den Spitzen seines schwarzen Schnurrbarts drehend, ihn unverwandt beobachtete. „Alles was ich weiß, habe ich Ihnen bereits gesagt —"

„Der gesetzlich vorgeschriebenen Form muß genügt werden, Herr Schneider," unterbrach der Kapitän ihn kühl; „wenn Sie mir sagen wollen, wo Sie logieren —"

„In Bückers Hotel, Finsbury Square, Kristopher Street; ich wohne dort immer, wenn ich in London bin."

„Sehr wohl," nickte der Kapitän; „Sie werden vielleicht heute noch nähere Mitteilungen über den betreffenden Koffer erhalten."

„Was nun?" wandte Schneider sich zu seinem Reisegefährten, nachdem er dem Kapitän einen zornflammenden Blick nachgesandt hatte.

„Abwarten!" erwiderte Lichtenstein lakonisch. „Ist das Hotel, welches Sie vorhin bezeichneten, empfehlenswert?"

„Es ist das beste deutsche Hotel in London, Herr Baron."

„So werde ich ebenfalls dort wohnen.“

„Sehr angenehm; ich möchte über das betrübende Ereignis gerne ausführlich mit Ihnen reden; wer weiß, ob ich mich nicht auf Ihr Zeugnis berufen muß.“

Der Baron gab auf diese Bemerkung keine Antwort; die beiden Herren ließen ihr Gepäck an das Land bringen und mieteten hier einen Wagen.

Im Hotel angekommen, zog jeder sich in das ihm angewiesene Zimmer zurück; nach einer Stunde wollten sie im Speisesaal wieder zusammentreffen. Dem Baron mußte die fieberhafte Erregung seines Reisegefährten auffallen; sie speisten gemeinschaftlich an einem kleinen Tischchen; so bot sich ihm Gelegenheit genug, ihn zu beobachten. Schneider trank hastig, seine Wangen färbten sich immer dunkler, und so oft er den Blick auf die Thüre heftete, sprach innere Angst aus seinen Zügen.

„Ich gäbe viel darum, wäre ich nicht bei der Katastrophe zugegen gewesen,“ brach er, nachdem der Kellner eine neue Flasche gebracht hatte, das Schweigen. „In der nächsten Minute war ich freilich nicht mehr allein auf dem Verdeck. Sie kamen ja auch sofort —“

„Bitte um Entschuldigung,“ fiel der Baron ihm ins Wort, „als ich kam, waren die Boote schon ausgesetzt, um den Verunglückten zu retten.“

„Es kann sein, ich erinnere mich dessen nicht mehr so genau.“

„Und ich begreife jetzt noch nicht, wie die Katastrophe überhaupt eintreten konnte.“

„Im ersten Augenblick begriff ich es auch nicht,“ erwiderte Schneider, während er mit zitternder Hand die

Gläser füllte, „aber nachher ist es mir klar geworden. Mein Associé —"

„Er war wirklich Ihr Associé?"

„Jawohl, Firma: Schneider und Fuhrmann, Exportgeschäft en gros in B. Sie werden diese Firma vielleicht nicht kennen —"

„Doch, doch, ich erinnere mich jetzt, die beiden Namen schon gelesen zu haben; ich komme oft nach B."

„In Geschäften?" fragte Schneider, und es lag etwas Lauerndes in dem Blick, der bei dieser Frage das Antlitz des Barons streifte.

„Ich reise zum Vergnügen," erwiderte der Baron ruhig, „heute bin ich hier, morgen dort, in einigen Wochen werde ich wieder in B. sein."

„Dann bitte ich um die Ehre Ihres Besuches."

Lichtenstein verneigte sich zustimmend.

„Rudolf Fuhrmann war nicht nur mein Associé, sondern auch mein Stiefbruder," fuhr Schneider nach einer kurzen Pause fort; „ich muß Ihnen das auseinandersetzen, damit Sie die Sachlage richtig beurteilen können. Unsere gute Mutter lebt noch; mir bangt vor dem Augenblick, in dem ich der alten ehrwürdigen Matrone die Schreckensbotschaft mitteilen muß.

Meine Mutter hat, wenn mans so nennen will, das seltene Glück gehabt, drei Männer zu besitzen; ihr erster Gatte war mein Vater; sie verlor ihn bald nach meiner Geburt; dann heiratete sie einen Kaufmann Fuhrmann, mit dem sie zehn Jahre in glücklicher Ehe lebte. Diese Ehe war mit fünf Kindern gesegnet, von denen nur eines, der jetzt verunglückte Sohn am Leben blieb. Meine Mama

ist noch heute eine stattliche Dame, sie muß in ihren jüngeren Jahren eine sehr schöne Frau gewesen sein. Bald nach dem Tode ihres zweiten Gatten heiratete sie einen Herrn Holdau, der ebenfalls Witwer war und ein kleines Töchterchen mit in die Ehe brachte. Auch er starb und die kleine Marie ist jetzt eine blühende Jungfrau; Kinder entsprangen aus dieser dritten Ehe nicht. Holdau war ein strenger, selbstsüchtiger Mann; er tyrannisierte seine Stiefsöhne und trieb sie aus dem Hause. Wir hatten beide die kaufmännische Laufbahn betreten, und nach dem Tode des Stiefvaters etablierten wir, gestützt auf unsere Kenntnisse, ein Exportgeschäft, das rasch emporblühte. Ich besorgte die nötigen Reisen und mein Bruder führte daheim die Bücher. In diesem Jahre sollte mein Bruder ein Seebad besuchen, um sich von langer anstrengender Arbeit zu erholen. Er wählte die Insel Sylt; von dort aus wollte er nach Kopenhagen, wo wir Geschäftsverbindungen haben. Eine schleunig zu erledigende Angelegenheit rief mich ebenfalls nach Kopenhagen; mein Bruder konnte sie nicht ordnen, da ihm die Sachlage nicht ganz geläufig war. Ich reiste hin und traf dort mit ihm zusammen. Die Sache war rascher geordnet, als ich es erwartete, und da mein Associé nun über London heimzukehren wünschte und wir hier ebenfalls mit einigen Firmen in Geschäftsverbindung stehen, so entschloß ich mich, ihn zu begleiten. Wir hatten uns die Heimkehr so schön gedacht," fuhr Schneider tief aufseufzend fort; „Rudolf war neu gekräftigt, große Unternehmungen, die reichen Gewinn abzuwerfen versprachen, sollten sofort nach der Heimkehr ins Werk gesetzt werden und nun ist alles anders gekommen."

Er schwieg und stützte das rotblonde Haupt auf den

Arm und wie in krampfhaftem Schmerz schienen seine Lippen zu zucken.

Der Baron nahm sein Glas und trank es langsam aus.

„Sie haben mir noch nicht erklärt, wie die Katastrophe eingetreten ist,“ sagte er. „Ich hörte den Ruf: Mann über Bord! und eilte aufs Verdeck, aber trotz aller Nachforschungen konnte ich nichts Sicheres erfahren.“

„Rudolf fühlte sich nicht wohl; er wollte aus der engen Schlafkabine hinaus in die frische Luft. Ich begleitete ihn, wir plauderten noch eine Weile miteinander, dann trat er an die Schiffsbrüstung und lehnte sich weit hinüber. Ich erschrak, als ich das sah und ich sah es auch nur undeutlich; trotzdem ich dicht neben ihm stand, denn die Nacht war finster und die See ging ziemlich hoch. Ich wollte ihn zurückziehen, aber in demselben Moment, in dem ich den Arm nach ihm ausstreckte, verschwand er spurlos.“

„Und die Schiffswache bemerkte davon nichts?“ fragte der Baron.

„Wer den Ruf: Mann über Bord! ausgestoßen hat, weiß ich nicht; mir wäre es nicht möglich gewesen, einen Laut über die Lippen zu bringen, so sehr hatte mich das Entsetzen erfaßt. Und hätte man länger nach dem Verunglückten gesucht, so würde man ihn wohl auch gefunden haben, aber es dauerte eine Ewigkeit, bis das erste Boot niedergelassen war, und das Schiff selbst blieb auch nicht auf derselben Stelle liegen.“

„Verlangen Sie das, so fordern sie das Unmögliche,“ erwiderte Lichtenstein; „der Kapitän konnte nicht die Anker niederlassen, er hat nach meiner Überzeugung alles gethan, was in seinen Kräften stand. Wir befanden uns überdies

der englischen Küste nahe; dort ragen Felsenriffe in die See hinein, die große Vorsicht gebieten, das müssen Sie ebenfalls berücksichtigen."

„Und wenn man auch nur die Leiche gefunden hätte, ich würde sie mit heimgenommen haben —"

„Na, wo sie jetzt ruht, da ruht sie ebenso gut, wie daheim unter dem Rasen, und es ist immerhin möglich, daß der Verunglückte gerettet wurde."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte Schneider hastig.

„Weshalb nicht? Der Zufall spielt oft wunderbar. Gerade dort an jener Küste liegen einige Fischerdörfer und die Fischer fahren oft in der Nacht aus; wer weiß, ob nicht einige Boote in der Nähe waren."

„Das wäre in der That ein seltsamer Zufall!" sagte Schneider, ihn starr anblickend.

„Immerhin möglich, wenn auch gerade nicht wahrscheinlich," erwiderte der Baron achselzuckend. „Wegen des Koffers können Sie unbesorgt sein, man wird Ihnen denselben jedenfalls ausliefern."

„Aber wann? Der Kapitän sprach von Zeugenverhören und Gerichtsverhandlungen, die der Auslieferung noch vorhergehen müßten. Ich begreife das nicht; ich bin im Besitze des Gepäckscheins und auch ohne diesen —"

„Sie müssen sich gedulden," unterbrach der Baron ihn mit leisem Spott; „der Kapitän will sich den Rücken decken, und Sie brauchen ja das Zeugenverhör nicht zu fürchten."

„Nein, gewiß nicht!"

„Und einige Tage würden Sie sich ohnedies hier aufhalten, um Ihre Geschäftsfreunde zu besuchen, nicht wahr?"

„Allerdings!“

„Also erwächst Ihnen kein Schaden daraus, wenn Sie einige Tage hier warten müssen. Wir trinken wohl noch eine Flasche? Es ist noch zu früh, zu Bett zu gehen; oder wünschen Sie schon jetzt sich zurückzuziehen?“

Herbert Schneider strich mit der Hand über seinen roten Bart und warf wieder einen ängstlichen Blick auf die Thüre, wie einer, der von Minute zu Minute die plötzliche Verwirklichung schlimmer Ahnungen erwartet.

„Nein, nein, ich trinke noch ein Glas mit,“ sagte er hastig. „Der Kapitän sagte mir, ich würde vielleicht heute noch Mitteilungen wegen des Koffers erhalten.“

„Hat dieser Koffer so großen Wert für Sie?“

„Er enthält Briefe und andere Papiere, die sich auf unser Geschäft beziehen; Sie werden begreifen, daß ich diese nicht im Stich lassen will.“

Herr von Lichtenstein hatte die Flasche Wein bestellt, er drehte an den Enden seines Schnurrbarts und ließ den Blick dabei sinnend auf dem blassen Antlitz Schneiders ruhen.

„Ihre Frau Mutter muß eine reiche Dame sein,“ sagte er nach einer langen Pause.

„Weshalb glauben sie das?“ fuhr Schneider, aus seinem Brüten erwachend, auf.

„Weil sie dreimal vermählt war.“

„Ach was, nur der zweite Gatte besaß Vermögen; mein Vater war unbemittelt, und Holdau hinterließ auch nicht viel.“

„So würde das ganze Vermögen nun Ihnen zufallen?“

„Jawohl, aber ich lege keinen Wert darauf, ich bin mit den Einkünften aus meinem Geschäft vollständig zufrieden.“

„Sie haben nur noch eine Stiefschwester?“

„Maria Holdau,“ nickte Schneider; „sie ist bereits verlobt mit einem Advokaten Doktor Hackert, der mit meinem Bruder sehr befreundet war. Ich wollte, das erste Zusammentreffen mit Mutter und Schwester läge hinter mir; es ist mir entsetzlich, ihnen die Hiobspost überbringen zu müssen.“

„Hingen die Beiden so sehr an dem Verunglückten?“

„An ihm nicht mehr als an mir, Herr Baron; wir alle bildeten eine Familie, in der stets nur Eintracht herrschte. Wir alle werden die Lücke schmerzlich empfinden —“

„Das läßt sich ja begreifen,“ sagte der Baron, während er die leeren Gläser wieder füllte; „eine solche Katastrophe vergißt man so rasch nicht.“

„Und es ist nur gut, daß ich mir selbst keinen Vorwurf dabei zu machen habe.“

In diesem Augenblick trat ein kleiner, hagerer Herr ein, dessen kurzgeschorenes Haar bereits ergraut war. Sein Anzug war nichts weniger als elegant; man mußte ihn altmodisch und schäbig nennen, und in dem eckigen glattrasierten Gesicht funkelten ein paar unstäte, verschmitzte Augen, in denen es plötzlich freudig aufleuchtete, als sie dem Blicke Schneiders begegneten. Der Baron hatte diesen Blick seines Reisegefährten gesehen und in ihm eine Warnung entdeckt, die ihn befremdete und in seinem Innern die Ahnung weckte, daß zwischen diesen beiden Männern

ein Geheimnis bestehen müsse, dessen Enthüllung Herbert Schneider fürchtete.

Der Fremde hatte sich dem Tisch genähert; Schneider bot ihm mit sichtbar erzwungener Freundlichkeit die Hand.

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, Master Watkin,“ sagte er; „wie gehts? Wußten Sie bereits, daß ich wieder hier bin?“

„Das nicht; aber ich komme häufig hierher, um Geschäftsfreunde aufzusuchen,“ erwiderte Watkin mit einem forschenden Blick auf den Baron; „habe ich die Ehre, Ihren Herrn Associé zu begrüßen?“

„Herr Baron von Lichtenstein, eine Reisegefährte!“ antwortete Schneider, ohne dabei der Pflicht, auch Watkin vorzustellen, zu genügen. „Sie werden mir gewiß manches zu berichten haben — Sie nehmen es mir nicht übel, Herr Baron, wenn ich mit meinem Geschäftsfreunde mich in mein Zimmer zurückziehe.“

„Durchaus nicht!“

„Und ich sehe Sie morgen wieder?“

„Jedenfalls, denn ich werde einige Tage hier bleiben.“

Herbert Schneider nickte befriedigt; er nahm von dem Baron Abschied und verließ mit dem alten Herrn den Speisesaal.

Herr von Lichtenstein blickte den Beiden sinnend nach, dann fuhr er mit der Hand mehrmals über Stirne und Augen, als ob er seine Gedanken sammeln und sie zwingen wollte, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen.

Schon vor einer halben Stunde hatte sich an einem Tischchen in seiner Nähe ein feingekleideter Herr mit langem blonden Vollbart niedergelassen, der seine ganze Aufmerksamkeit nur den Zeitungen zu widmen schien. Erst jetzt,

als er die Zeitungen hinlegte, fiel der Blick Lichtensteins auf ihn; freudige Überraschung leuchtete plötzlich aus den Zügen des Barons.

„Bist Du's wirklich, Robert?" fragte er zweifelnd.

„Natürlich bin ichs," erwiderte der Angeredete lächelnd, indem er ihm die Hand reichte; „ich hatte Dich längst erkannt, Eduard, aber ich wollte die interessante Unterhaltung nicht stören."

Der Baron holte sein Glas und setzte sich zu ihm.

„Das nenne ich einen glücklichen Zufall," sagte er erfreut; „ich hätte nie daran gedacht, Dir je wieder zu begegnen. Fünfzehn Jahre sind's her, daß wir von einander schieden und in all' dieser Zeit hörte ich nichts von Dir. Damals wolltest Du nach Amerika —"

„Ich kam nur bis London; hier traf ich Bekannte, und so bin ich hier geblieben."

„Und nun?"

„Hm, nun bin ich bei der Geheimpolizei angestellt — bitte, erschrick nicht: ich brauche mich dessen in keiner Weise zu schämen: was blieb mir denn damals anderes übrig? Aus der Armee mußte ich austreten meiner Schulden wegen, und die Schulden hatte ich machen müssen, um standesgemäß zu leben. Drüben in der Heimat konnte ich nicht bleiben, und was erwartete mich in Amerika? Hier nahm man sich meiner an; ich traf, wie gesagt, mit alten Bekannten zusammen, die einigen Einfluß besaßen; da habe ich freilich von der Pike auf dienen müssen, aber dafür erfreue ich mich jetzt einer gesicherten und behaglichen Existenz. Du bist wohl auch nicht mehr Offizier?"

„Nein," erwiderte der Baron; „ich habe vor zehn Jahren meinen Abschied genommen. Mein Onkel starb damals und hinterließ mir ein namhaftes Vermögen; ich habe mich daraufhin nicht lange besonnen: weshalb soll man sich das Leben nicht angenehm machen, wenn man die Mittel dazu besitzt?"

„Sehr wahr," nickte der Detektive; „ich hoffe, nach einigen Jahren mich ebenfalls in der angenehmen Lage zu befinden; was ich ersparen kann, lege ich in sicheren, zinstragenden Papieren an, und mitunter verdiene ich hübsche Summen. Der Herr, mit dem Du vorhin sprachst, ist wohl dein Freund?"

„Keineswegs, ich lernte ihn während der Fahrt von Kopenhagen hierher kennen und ein dunkles Ereignis, das sich während der Fahrt zutrug, bewog mich, ihm in dieses Hotel zu folgen, um ihn noch einige Tage zu beobachten."

„Aus besonderen Gründen?"

„Witterst Du in mir einen Kollegen?" scherzte der Baron. „Nein, besondere Gründe leiten mich nicht; der Fall interessiert mich, weil er eben ein Rätsel ist, das ich nicht zu lösen vermag."

„Ich kenne ihn."

„Ah, Du bist beauftragt —"

Das gerade nicht; ich hörte im Hafen davon reden; der Kapitän des Schiffes, mit dem ich bekannt bin, berichtete mir das Vorgefallene so ausführlich, wie er es vermochte. Und da ich augenblicklich unbeschäftigt bin, so beschloß ich dasselbe, was Du Dir vorgenommen hast. Hat der Herr dir nähere Mitteilungen gemacht?"

Der Baron nickte zustimmend und berichtete dem

Freunde alles, was Schneider ihm über seine Verhältnisse und das unglückliche Ereignis mitgeteilt hatte.

„Hm, wenn das alles sich wirklich so verhält, dann kann ein Verdacht wohl kaum geltend gemacht werden," sagte Robert Carlton, als sein Freund schwieg; „die Familienverhältnisse scheinen ja durchaus glückliche gewesen zu sein."

„So scheint es; ob es aber wirklich so ist —"

„Das zu untersuchen, sind wir hier nicht verpflichtet. Bei der Katastrophe selbst war kein Zeuge zugegen; die Schiffswache will in der Dunkelheit gar nichts gesehen haben und der Bruder des Verunglückten wird bei seiner Erklärung beharren. Ich hatte andere Enthüllungen erwartet; für mich hat diese Sache kein Interesse mehr."

„Und dennoch kann ich einen leisen Verdacht nicht zurückdrängen," erwiderte der Baron gedankenvoll. „Kennst du diesen Master Watkin?"

„Sogar persönlich; er ist Börsenagent; er spekuliert an der Börse im Auftrage und für Rechnung anderer Personen."

„Ich werde binnen kurzem in B. eintreffen und mich dann etwas genauer nach den Verhältnissen erkundigen."

„Aber, lieber Eduard, was geht denn Dich diese ganze Angelegenheit an?" fragte der Detektive erstaunt. „Du schaffst Dir nur Mühe und Kosten und hast keinen Dank davon."

„Gleichviel; was ich mir einmal vorgenommen habe, das führe ich auch durch; ich will dieses Rätsel lösen."

„Wenn hier überhaupt ein Rätsel ist!"

„Glaubst Du es nicht?"

„Ich enthalte mich jedes Urteils darüber, so lange

keine greifbaren Verdachtsgründe mir vorgelegt werden. Und nun denke ich, lassen wir dieses Thema fallen; wecken wir noch einmal die alten Erinnerungen; komm' mit, ich führe dich in eine gemütliche Weinschenke, dort wollen wir noch ein Stündchen heiter verplaudern!"

„So sei es," erwiderte der Baron lebhaft, indem er sich erhob; „ich freue mich herzlich auf diese Stunde; ist mir doch vieles, was wir gemeinsam erlebten, nur noch dunkel erinnerlich, und jene Erinnerungen sind's wert, daß sie noch einmal aufgefrischt werden."

Robert Carlton nickte zustimmend; bald darauf verließen die Freunde das Hotel, um die gemütliche Weinschenke aufzusuchen. — — —

Das alte Patrizierhaus, welches Frau Holdau mit ihren Söhnen und ihrer Stieftochter bewohnte, hatte der zweite Gatte mit in die Ehe gebracht. Komptoir und Lager befanden sich in dem geräumigen Erdgeschoß; in den oberen Stockwerken lagen die Familienzimmer. Wie das Haus selbst, so stammte auch das Mobiliar noch aus der guten, alten Zeit; es war schwerfällig, aber gediegen, und die ganze Einrichtung bekundete, daß Herr Fuhrmann ein vermögender Mann gewesen war.

Die stattliche Matrone mit dem silbergrauen Haar, deren treuherziges Antlitz unverkennbare Spuren früherer Schönheit trug, saß in ihrem Sessel am Fenster und blickte träumerisch sinnend in die Abenddämmerung hinaus.

Marie Holdau, eine hübsche, wenn auch nicht auffallende Erscheinung mit blondem Haar und tiefblauen Augen, legte die Stickerei, an der sie bis jetzt gearbeitet hatte, nieder und erhob sich, um ihrem Verlobten entgegenzugehen, der auf der Schwelle des Zimmers stand. Doktor

Hackert schloß sie in seine Arme und küßte sie auf die Lippen, und ein Lächeln des Glücks glitt dabei über das blühende Antlitz des schlanken Mädchens; dann näherte er sich dem Sessel der Mama, um auch sie zu begrüßen

„Noch immer keine Nachrichten aus London?“ fragte er, nachdem er sich niedergelassen und die goldene Brille abgenommen hatte.

„Bis zu dieser Stunde noch nicht,“ erwiderte die alte Dame und ein Zug des Unmuts umzuckte ihre Lippen; „die letzte Nachricht, die ich empfing, ist von Kopenhagen datiert; sie müssen längst in London angekommen sein. Ich erwarte in jeder Minute ein Telegramm, in dem sie die Kunde ihrer Rückkehr anzeigen.“

Der Doktor rieb die Gläser seiner Brille ab und wiegte mit ernster Miene das Haupt. „Sie werden wohl drüben manches zu ordnen gefunden haben,“ sagte er; „Rudolph klagte mir einmal, er stoße bei der Regulierung der Rechnungsauszüge immer wieder auf Differenzen, die er sich nicht erklären könne. Er wollte längst einmal nach London, um dort persönlich die streitigen Punkte zu ordnen.“

„Herbert hätte das besorgen können,“ entgegnete Frau Holdau; „Rudolph mußte aus dem Bade direkt hierher zurückkehren. Oder sollte dieser Reise Rudolphs nach London ein Mißtrauen zugrunde liegen?“ fügte sie hinzu.

„Vielleicht!“ sagte Marie, von deren Lippen das Lächeln verschwunden war. „In der letzten Zeit herrschte eine Spannung zwischen den Brüdern, die mich oft besorgt machte; mich wunderts, daß Ihr davon nichts bemerkt habt.“

„Ich hab's bemerkt,“ antwortete die Mutter, und der

Advokat nickte zustimmend, während er mit der Hand durch seinen schwarzen Vollbart fuhr; „ich legte keinen Wert darauf, Meinungsverschiedenheiten führen häufig zu momentanen Verstimmungen; ich halte es nicht ratsam, sich hineinzumischen."

„Ich fürchte, es ist etwas mehr, als momentane Verstimmung," sagte der Doktor. „Rudolph erklärte mir sogar, daß es von den Erfahrungen, die er in London machen werde, abhänge, ob er noch länger mit seinem Bruder zusammenbleibe."

Die alte Dame blickte ihn betroffen an; ernste Besorgnis sprach aus ihren umwölkten Zügen. „Davon hatte ich keine Ahnung," erwiderte sie. „Womit begründete Rudolph diese Erklärung?"

„Gründe nannte er nicht und ich mochte auch nicht fragen; ich hätte ja in diesem Falle für den einen oder den anderen Partei ergreifen zu müssen, und das kommt immer noch früh genug, wenn es nicht mehr vermieden werden kann."

„Und ich fürchte, daß die Trennung erfolgen wird," sagte Marie; „noch am Abend vor der Abreise Rudolphs hatten die Beiden einen heftigen Wortwechsel. Ich war hinuntergegangen, um Rudolph aufzusuchen und ihm das Verzeichnis einiger Gegenstände zu übergeben, die er mir von der Reise mitbringen sollte. Die Brüder waren im Kabinett; ich fand die Thüre nur angelehnt, aber die Heftigkeit des Wortwechsels hielt mich ab, einzutreten. Nur einzelne Worte vernahm ich; Rudolph war gereizt, Herbert blieb ziemlich ruhig; ich verstand nur soviel, daß von ziemlich bedeutenden Summen die Rede war, die durch die Schuld Herberts verloren gegangen sein sollten."

„Und das sagst Du mir erst jetzt?“ fragte die Mutter mit leisem Vorwurf. „Hätte ich Kenntnis davon gehabt, so würde ich meine Söhne gezwungen haben, mir reinen Wein einzuschenken; es wäre mir dann vielleicht möglich gewesen, den Streit zu schlichten.“

„Geschäftsangelegenheiten!“ sagte der Doktor achselzuckend. „Die Beiden müssen das selbst miteinander ausmachen und können sie es nicht, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als einen Sachverständigen hinzuzuziehen.“

„Ich würde auch nicht mehr daran gedacht haben, wenn Herbert nicht so plötzlich nach Kopenhagen gereist wäre,“ fügte Marie hinzu. „Der Brief, der von dort eintraf, mußte eine sehr unangenehme Nachricht enthalten; Herbert war sehr aufgeregt; er betonte die Notwendigkeit, sofort abreisen zu müssen. Mir gegenüber äußerte er, Rudolph stehe im Begriff, Verbindungen anzuknüpfen, aus denen der Firma nur Verlust erwachsen könne.“

„Ich verstehe das alles nicht,“ nahm die alte Dame nach einer Pause das Wort; „durch die Schuld Herberts sollen bedeutende Summen verloren gegangen sein? Herbert ist ein gewiegter Kaufmann; ich kann mir nicht denken, daß er sich in gewagte Unternehmungen eingelassen haben soll, und that er es dennoch, so konnte es nur im Einverständnis mit dem Associé geschehen.“

„Könnte er nicht diese Summen für sich benutzt haben?“ warf der Advokat ein.

„Nein, Heinrich; diese Möglichkeit bestreite ich ganz entschieden; Herbert kennt weder Leidenschaften, noch Bedürfnisse; seine Lebensweise ist so einfach und solid, daß er jedem Manne als Vorbild dienen könnte. Rudolph war in der jüngsten Zeit sehr reizbar, anhaltende Arbeit

hatte seine Nerven stark angegriffen, da mag er mitunter ein Wort unbedacht gesprochen haben. Ich hoffe, er kehrt neu gekräftigt zurück, dann wird wohl alles wieder in Ordnung kommen."

„Wir können es alle nur wünschen," sagte Marie.

„Das Geschäft ist noch zu jung, als daß jetzt schon eine Trennung erfolgen dürfte," fuhr die Mutter fort; „es wäre zu schade um dieses blühende Geschäft, das unfehlbar ruiniert würde. Das darf nicht geschehen; ich werde alles aufbieten, um es zu verhindern. Und darin mußt Du mir beistehen, Heinrich; Rudolf giebt auf Deinen Rat viel. Wenn die Trennung wirklich erfolgte, so wäre Herbert ein unglücklicher Mensch; die Geschäftsfonds sind Eigentum Rudolfs, Herbert besitzt nichts, sein Vater war völlig mittellos."

„Wir werden alle zum Frieden raten," erwiderte Marie, ihrem Verlobten einen Blick voll inniger Liebe zuwerfend; „vielleicht sind unsere Besorgnisse auch übertrieben."

Doktor Hackert hatte sich von seinem Sitz erhoben; daheim wartete eine Arbeit auf ihn, die noch an diesem Abend erledigt werden mußte.

Marie begleitete ihn die Treppe hinunter; sie hatten die Hausthür noch nicht erreicht, als diese hastig geöffnet wurde und ein Schreiber des Advokaten eintrat.

„Nun, was bringen Sie mir so eilig?" fragte der Doktor erwartungsvoll.

„Eine Depesche aus London" lautete die Antwort; „sie ist soeben eingetroffen und da ich Sie hier zu finden hoffte, so zögerte ich nicht lange; die Sache ist vielleicht dringend."

Doktor Hackert hatte die Depesche bereits geöffnet und die wenigen Worte rasch gelesen; sein Blick heftete sich starr, gleich dem Blick eines Irren, auf den Schreiber, der die nasse Stirn mit dem Taschentuch trocknete.

„Es ist gut," sagte er tonlos; „eine Privatsache; gehen Sie nur, ich komme gleich nach."

„Eine unangenehme Nachricht?" fragte Marie besorgt.

„Gehen wir ins Kabinett," erwiderte er; „lieber Gott, wer hätte das ahnen können!"

Sie folgte ihm; eine bange Ahnung stieg in ihrer Seele auf. „Die Nachricht kommt aus London?" sagte sie. „Dann ist dort ein Unglück geschehen."

„Ja, mein Kind, ein großes Unglück," nickte er; „ich fürchte, Mama wird diesen Schlag nicht überwinden. Rudolph war immer ihr Liebling —"

„Er ist tot?" rief Marie entsetzt,

„Still, still! ich weiß es selbst noch nicht; der Wortlaut der Depesche ist etwas unklar; hier, lies selbst!"

Mit zitternder Hand nahm Marie das Papier. „Ich komme morgen," las sie. „Entsetzliches Ereignis, Rudolph auf der Überfahrt verunglückt, bereite Mutter und Schwester schonend vor, bin dem Wahnsinne nahe. Herbert."

„Gütiger Himmel!" sagte Marie, in einen Sessel niedersinkend; „er ist tot und Mama sehnt sich so sehr danach, ihn wiederzusehen."

„Verunglückt," nickte der Doktor; „wenn man nur das Nähere wüßte!"

Er legte die Hände auf den Rücken und durchmaß das Zimmer einigemale mit großen Schritten; dann blieb er an dem großen Schreibpult stehen, an dem die Brüder zu arbeiten pflegten.

„Mut, mein liebes Kind!“ sagte er tröstend. „Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, und wir bedürfen des Mutes, um der schwergeprüften Mama das Furchtbare tragen zu helfen.“

„Und wie sollen wir sie vorbereiten?“ fragte Marie, die thränenfeuchten Augen zu ihm erhebend.

„Heute noch nicht,“ erwiderte er rasch; „warten wir damit bis morgen früh. Gönnen wir ihr diese Nacht der Ruhe noch; morgen, nach einem erquickenden Schlaf, wird sie es vielleicht besser ertragen. Ich weiß, daß es Dir schwer halten wird, ihr ein heiteres Gesicht zu zeigen; fragt sie Dich nach dem Grunde Deiner Verstimmung, dann ersinne einen Vorwand, damit sie keinen Verdacht schöpfen kann.“

„Gewiß wird es mir schwer fallen. Und wenn ich nun wieder an jenen Wortwechsel denke —“

„Um des Himmels willen, grüble darüber nicht nach,“ fiel er ihr erschreckt ins Wort; „es könnte zu furchtbaren Vermutungen führen, die doch keinesfalls eine Berechtigung haben werden.“

„Nein, nein, es wäre zu entsetzlich!“ sagte das Mädchen, ihre Augen mit der Hand bedeckend. „Es war wohl auch nicht so schlimm, wie ich glaubte; vielleicht nur ein Wortwechsel über ein verfehltes Geschäft; ich will nicht weiter daran denken. Hätte ich nur vorhin geschwiegen, die Mutter brauchte es ja nicht zu erfahren.“

„Mama wird kein Gewicht darauf legen; sie sagte ja selbst, daß Meinungsverschiedenheiten oft eintreten könnten. Überdies wissen wir ja auch noch gar nicht, ob Rudolph wirklich tot ist und in welcher Weise er verunglückte; wir werden das Alles erst morgen Abend oder übermorgen

erfahren; bis dahin müssen wir mit unserem Urtheil zurückhalten."

„Und was wird Adele sagen!"

„Adele Reinach?" fragte er. „War Rudolph mit ihr verlobt?"

„Nein; aber sie liebt ihn."

„Sollte das nicht ein Irrtum sein? Ich erinnere mich, daß Rudolph mir klagte, Herbert sei ein Nebenbuhler, und er fürchte, daß der Bruder die Braut heimführen werde."

„So hat er sich getäuscht," erwiderte Marie; „ich weiß es besser. Zwar hat Adele nie mit mir darüber gesprochen, aber durch gelegentliche Äußerungen verriet sie sich doch. Möglich, daß sie Herbert scheinbar bevorzugt hat, um Rudolph zu der entscheidenden Frage zu bewegen; möglich aber auch, daß Herbert sich bevorzugt glaubte und, hierauf gestützt, sich zu Äußerungen verleiten ließ, die den Hoffnungen Rudolphs den Todesstoß gaben."

„Wir wollen über diese Frage nun nicht mehr streiten," sagte der Doktor, während er, wie aus einem schweren Traum erwachend, mit der Hand über die Stirn strich; „es wäre ja ein Streit um des Kaisers Bart. Ich brauche Dir auch wohl nicht zu sagen, wie gerne ich heute Abend bei Dir bliebe, um Dir zur Seite zu stehen; leider läßt es sich nicht ermöglichen; ich werde bis in die Nacht hinein studiren müssen, um mich für den Prozeß vorzubereiten, in dem ich morgen auftrete."

„Und sehe ich dich auch morgen früh nicht?" fragte Marie.

„Doch, ich werde kommen, sobald ich nur kann; sei

mutig, mein teures Lieb! Thränen und Klagen ändern ja doch an dem Geschehenen nichts."

Er umarmte und küßte sie noch einmal, dann schied er, und mit schwerem Herzen stieg Marie die Treppe wieder hinauf, um in das Wohnzimmer zurückzukehren. Verstellungskunst war ihr fremd; unter dem Eindruck der furchtbaren Hiobspost war es ihr ganz unmöglich, eine unbefangene oder gar heitere Miene zu zeigen. Frau Holdau saß noch im Sessel am Fenster, ihrem scharf beobachtenden Blick mußte die innere Unruhe und der düstere Ernst des Mädchens sofort auffallen.

„Du bliebst lange," sagte sie; „hatte Heinrich Dir noch so Vieles mitzuteilen?"

Marie wandte das Antlitz ab und zog sich in die dunkelste Ecke des Zimmers zurück.

„Er sprach noch über seinen Prozeß, in dem er morgen auftreten muß," erwiderte sie mit stockender Stimme.

„Und für solche Dinge interressierst Du Dich?"

„Weshalb soll ich nicht Interesse an Allem nehmen, was —"

„Kind, Du verbirgst mir etwas."

„Gewiß nicht, liebe Mama!"

„Ich vermute es dennoch; aber ich will in Eure Geheimnisse nicht eindringen. Du mußt ja selbst wissen, ob Du mir Vertrauen schenken willst; ich kann Dir nur die Versicherung geben, daß Du bei mir, wenn ich auch nur Deine Stiefmutter bin, stets Rat und Hilfe finden wirst."

„Mama, ich weiß es, und bin Dir von ganzem Herzen dankbar für Deine treue, selbstlose Liebe."

Die alte Dame warf einen prüfenden Blick in die

Ecke, in der Marie noch immer saß; sie schien zu erwarten, daß Marie in ihre Arme eilen würde, um ihre Sorgen und ihren Kummer ihr anzuvertrauen.

„Sollen wir nicht Licht bringen lassen?“ fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Wenn Du es wünschest,“ antwortete Marie. „Aber es ist so traulich in diesem Halbdunkel, daß ich Dich bitten möchte, noch eine Weile damit zu warten. Sagtest Du nicht vorhin, der Vater Herberts sei ganz mittellos gewesen?“

„Jawohl,“ nickte die Mutter; „er war Buchhalter, als ich ihn heiratete; sein Einkommen reichte hin, die Bedürfnisse unseres Haushalts zu bestreiten; aber Ersparnisse konnten wir davon nicht machen. Er war darauf aus, sich ein eigenes Geschäft zu gründen, als der Tod ihn plötzlich von meiner Seite nahm. Ich sah mich dadurch genötigt, mit meinem Kinde in das elterliche Haus zurückzukehren, und das war um so peinlicher und bitterer für mich, als ich wußte, daß mein guter Vater ohnehin mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte.“

„Und dann warb ein reicher Herr um Deine Hand?“

„Heinrich Fuhrmann, der Besitzer dieses Hauses. Er war schon bejahrt. Ich glaube, es schmeichelte seinem Stolze und seiner Eigenliebe, die junge, schöne Witwe heimzuführen, und ich konnte, schon meines Kindes wegen, nichts Besseres thun, als seinen Antrag anzunehmen. Und bereut habe ich es nie; er trug mich auf den Händen; meine Wünsche wurden erfüllt, ehe ich sie aussprach. Nach seinem Tode warb Dein Vater um meine Hand; ich kannte ihn schon lange, er war der Freund meines zweiten Mannes, und in schweren Stunden hat er uns treu zur Seite gestanden.

Ich würde seine Werbung wohl abgelehnt haben, wenn nicht der Gedanke an Dich mich bewogen hätte, sie anzunehmen. Du warst mutterlos und Dein Vater konnte sich wenig um Dich kümmern; da hielt ich's gewissermaßen für meine Pflicht, Mutterstelle an Dir zu vertreten."

„Und dafür werde ich Dir danken so lange ich lebe; treuer und besser hätte meine wirkliche Mutter sich meiner nicht annehmen können. Aber was ich sagen wollte, es ist eben nur ein Gedanke, weiter nichts; wenn Rudolf sterben sollte, würde dann Herbert das ganze Vermögen erben?"

„Natürlich würde Herbert der alleinige Erbe sein — Aber weshalb fragst Du? Wie kommst Du darauf, daß Rudolf sterben könne?"

„Es war nur —"

„Sage mir die Wahrheit, Marie! Herbert hat geschrieben."

„Er wird morgen Abend kommen," sagte das Mädchen, ohne die Folgen dieser Worte zu bedenken.

„Also hat er geschrieben?" fragte die Mutter erregt.

„Er sandte nur ein Telegramm."

„Und Rudolph?"

Marie schwieg; sie wußte in ihrer Verwirrung nicht, was sie auf diese Frage antworten sollte.

„Du sagtest, Herbert werde zurückkehren," fuhr die alte Dame ungeduldig fort, „von Rudolph erwähntest Du nichts und Dein Schweigen muß mich beunruhigen. Verbirg mir nichts; ist ihm ein Unglück zugestoßen, so muß ich, seine Mutter, es vor allen Andern erfahren. Sprich, Marie, und wenn es das Schlimmste wäre!"

„Wäre Heinrich nur hier!“ seufzte das Mädchen ratlos.

„Also empfing er die Nachricht? Guter Gott, dann muß ich mich auf das Schlimmste gefaßt machen.“

„Liebe, gute Mama!“ Unfähig, länger ihrem Schmerze zu gebieten, hielt Marie schluchzend die Mutter umschlungen.

„Sprich,“ bat die alte Frau mit bebender Stimme, „ist er tot?“

„Ich weiß es nicht, Mama; nach dem Telegramm Herberts soll ihm auf der Überfahrt von Kopenhagen nach London ein Unglück zugestoßen sein. Vielleicht ist er erkrankt; wir wollen das Beste hoffen.“

„Und wie lautet die Depesche?“

„Wie ich Dir sagte.“

„Und weshalb fragtest Du, ob Herbert seinen Bruder beerben werde?“

Marie schlug vor dem starren Blick der Mutter die Augen nieder; es wurde ihr in diesem Moment klar, wie verhängnisvoll ihre Frage werden konnte.

„Ich dachte mir nichts dabei,“ erwiderte sie; „ich fragte nur, um Dir meine Unruhe zu verbergen.“

Die alte Frau schwieg, ihr starrer Blick heftete sich auf den Teppich zu ihren Füßen. Schwer und mühsam nach Atem ringend, hing sie den bangen Ahnungen nach, die jede Hoffnung im Keime erstickten; sie wußte, daß sie ihren Liebling verloren hatte, daß es Thorheit war, an die Möglichkeit seiner Rettung zu glauben.

„Herbert kommt morgen Abend?“ fragte sie nach einer langen Pause, tief und schwer aufatmend.

„Ja, Mama,“ erwiderte Marie, die den starren Blick der verzweifelten Frau nicht ertragen konnte.

„Allein?“

„Höchst wahrscheinlich; das Telegramm enthielt nur wenige Worte, die nichts weiter enthalten als —“

„Wo ist es?“

„Heinrich hat es mitgenommen.“

„Weshalb sollte ich nicht schon heute erfahren, was mir morgen nicht mehr verschwiegen werden konnte? Glaubt Ihr, ich sei so alt und schwach, daß eine Hiobspost mich niederwerfen würde? Ich habe in meinem langen Leben gar oft Schwererem die Stirne bieten und manchen Sturm über mich ergehen lassen müssen; mein Vertrauen auf Gott, mein unerschütterlicher Glaube, daß nichts ohne seinen Willen geschieht, hat mich stets aufrecht erhalten, und diesen Glauben, dieses Vertrauen werde ich mir bewahren bis zu meinem letzten Atemzuge! Ich will zu Bett gehen, liebes Kind; gute Nacht!“

„Ich begleite Dich, Mama,“ sagte Marie, mehr erschreckt durch die fast übernatürliche Ruhe und Fassung, als wenn die alte Frau in leidenschaftliche Klagen ausgebrochen wäre.

„Nicht doch, laß mich allein gehen, Du hast nichts zu befürchten,“ erwiderte die Mutter mit einer raschen, abwehrenden Handbewegung. „Ich muß allein sein, um meine Gedanken zu sammeln, allein mit meinem Schöpfer, um ihm meine Angst und Sorge zu klagen. Gute Nacht! Ich fürchte dieser Nacht wird ein schlimmer Tag folgen.“ Sie schloß das leise weinende Mädchen in ihre Arme und küßte es auf die Stirn; dann schritt sie langsam hinaus.

Wohl war's für die alte Frau eine schlimme Stunde, in der Herbert Schneider von London zurückkehrte.

Doktor Hackert hatte ihn auf dem Bahnhof in Empfang genommen; Marie und die Mutter warteten daheim in qualvoller Angst.

Er konnte mit der Wahrheit nicht länger zurückhalten; die Mutter war schon auf die Todesbotschaft gefaßt; sie hatte in der schlaflos durchwachten Nacht, die diesem Tage vorherging, ihre Hoffnungen zu Grabe getragen.

Und er selbst war der Verzweiflung nahe; er konnte es heute noch nicht fassen und begreifen, wie das Entsetzliche sich zugetragen hatte.

Wie wäre es möglich gewesen, ihm einen Vorwurf zu machen, da er selbst des Trostes bedurfte!

Das Gericht in London hatte ihn auch tief und schwer gekränkt, dadurch, daß es sich weigerte, ihm den Nachlaß seines Bruders auszuliefern, und daß es erst nach langen, peinlichen Verhören sich dazu verstand. Welche Schuld konnte ihn denn treffen? Mußte nicht jeder Achtung vor seinem Schmerz empfinden und ihm mit aufrichtiger Teilnahme entgegenkommen?

Es war ein schlimmer Abend für die kleine Familie; aber am anderen Tage darauf ging in dem alten Hause Alles wieder seinen gewohnten Gang.

Herbert hatte dem Geschäftspersonal den Tod seines Associé's mit kurzen Worten mitgeteilt; damit war für ihn diese Angelegenheit erledigt, und wie es schien, suchte er jetzt in rastloser Arbeit das Erlebte zu vergessen.

Nur dem Geschäft sich widmend, erschien er selten in dem Familienzimmer; er arbeitete in seinem Kabinett bis tief in die Nacht hinein; das Bedürfnis, sich nach des Tages Mühen zu erholen und zu zerstreuen, schien er nicht zu empfinden. Selten wechselte er mit Marie oder

seiner Mutter einige Worte. Die Heiterkeit, die früher in diesem Hause herrschte, war tiefer Trauer und düsterem Ernst gewichen.

Doktor Hackert hatte ihn seit jenem Abend nicht wiedergesehen, heute am Sonntag Vormittag beschloß er, ihn in seinem Kabinett aufzusuchen.

Herbert zog die Brauen zusammen, als er den Eintretenden erblickte; die Störung schien ihm unangenehm zu sein, aber der Doktor achtete nicht darauf.

„Ich sollte Dir Vorwürfe machen, daß Du Dich so ganz Deiner Familie entziehst," sagte er, nachdem er Platz genommen hatte; „man kann Alles übertreiben, und Deine Angehörigen haben gerechte Ursache, sich über Dich zu beklagen."

„Weshalb?" erwiderte Herbert, vor dem forschenden Blick des Advokaten die Augen niederschlagend. „Während meiner Abwesenheit ist manches liegen geblieben, was ich nun ordnen und erledigen muß; auf meinen Schultern ruhen jetzt alle Lasten und Sorgen des Geschäfts, und daß ich zu Scherz und heiterem Geplauder nicht aufgelegt bin, wirst Du begreifen."

„Das verlangt auch niemand von Dir, Mama und Marie möchten nur —"

„Ich weiß, ich weiß," wehrte Herbert ab; „ich soll immer und immer wieder die alte Geschichte erzählen und tausend Fragen beantworten. Wozu? Man sollte berücksichtigen, wie furchtbar peinlich mir selbst die Erinnerung an das Vorgefallene ist, man sollte suchen zu vergessen, so weit es in der Möglichkeit liegt, ändern läßt sich das Geschehene ja doch nicht."

„Und daß es geschehen konnte, begreife ich noch immer nicht," sagte der Doktor; „die Schiffsbrüstung ist doch keinesfalls so niedrig —"

„Wenn ich sage, daß es geschehen ist, so wird und muß das genügen," unterbrach Herbert ihn rauh. „Wozu sollen die Zweifel dienen? Die Brüstung war nicht so hoch, daß sich nicht ein erwachsener Mensch hätte hinüberlehnen können, und daß man bei einem Schwindelanfall das Gleichgewicht verlieren kann, wirst Du zugeben. Das ist alles, was ich auf Deine Bemerkung zu erwidern habe; ich weiß ja selbst nicht, wie die Sache sich eigentlich zugetragen hat."

„Dann auch finde ich es auffallend, das Rudolph in finsterer stürmischer Nacht die Kajüte verließ," fuhr der Doktor fort; „um so auffallender, als er sich, wie Du behauptet hast, nicht wohl fühlte."

Über das blasse Gesicht Herberts glitt ein höhnischer Zug. „Vielleicht wirst Du das nicht mehr auffallend finden, wenn Du selbst einmal eine Seereise machst," entgegnete er spöttisch.

„Du standest mit Rudolph schon seit längerer Zeit auf gespanntem Fuß?"

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Rege Dich deshalb nicht auf, Herbert; die Wahrheit meiner Behauptung wirst Du nicht leugnen können; Mama und Marie haben es ebenfalls bemerkt; noch kurz vor der Abreise hat ein heftiger Wortwechsel zwischen Euch beiden stattgefunden."

„Um Kleinigkeiten, jawohl," sagte Herbert achselzuckend, während er in dem Geschäftsbuch, das vor ihm lag, mechanisch blätterte. „Rudolph war sehr ängstlich, einige

Geschäftsfreunde in London waren nicht so prompt, wie er es verlangte, daraus glaubte er mir den Vorwurf machen zu dürfen, ich sei in der Anknüpfung dieser Geschäftsverbindungen zu leichtfertig gewesen. Dieser Vorwurf war sehr ungerecht, da ist es doch natürlich, daß ich ihn zurückwies und mich energisch dagegen verteidigte."

Doktor Hackert atmete auf; diese Erklärung des Wortwechsels mußte jeden Verdacht beseitigen.

„Und nun wollte Rudolph persönlich in London das Geld einkassieren?" fragte er.

„Jawohl, das beabsichtigte er," nickte Herbert.

„Da wars doch nicht nötig, daß Du ihn begleitetest!"

In den stahlgrauen Augen Herberts blitzte es zornig auf. „Nicht nötig?" erwiderte er rauh. „Ich denke, daß ich das besser wissen muß! In Kopenhagen hatte er sich durch seine ungestüme und verletzende Forderung bereits mit einem sehr soliden Hause überworfen; ich mußte schleunig hineilen, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. War es unter solchen Umständen nicht dringend geboten, ihn nach London zu begleiten? Rudolph war ein guter Mensch, aber ein unpraktischer Geschäftsmann, das kannst Du mir glauben; selbst in der Buchführung hatte er seine eigene, unpraktische Methode; das erkenne ich jetzt, nachdem ich genötigt worden bin, die Bücher durchzusehen. Ich finde da Differenzen, von denen ich keine Ahnung hatte, und manchmal bangt mir, das Haus könne nicht mehr so solide sein, wie es gewesen ist."

„Und wen träfe in diesem Falle die Schuld?" fragte der Doktor.

„Ich will meinen seligen Bruder nicht anklagen; ich kann auch jetzt noch kein Urteil fällen; es wird langer

Arbeit bedürfen, ehe ich volle Sicherheit erhalte, und diese Arbeit muß ich persönlich verrichten, meinen Leuten darf ich sie nicht überlassen."

„Wenn ich Dir helfen kann —"

„Nein, nein, Du verstehst von der Buchführung nichts; ich muß das allein besorgen."

Der Advokat wiegte mit zweifelnder Miene das Haupt. „Ich kann nicht wohl glauben, daß Deine Befürchtungen begründet sein sollen," sagte er; „Rudolph war nach meiner Überzeugung ein tüchtiger Kaufmann und ein exakter Arbeiter."

„Ich habe das auch immer geglaubt und ihm deshalb die Leitung des Geschäfts ruhig überlassen. Zudem hatte ich auch damit, daß ich den Ein- und Verkauf besorgte, genug zu thun. Er hat gewiß das Beste gewollt; das bedarf gar keiner Frage; aber er verstand es eben nicht, ein so großes, weit ausgedehntes Geschäft zu leiten. Als ich diese Entdeckung machte, da stieg einmal der Gedanke in mir auf, ob Rudolph vielleicht selbst seinem Leben ein Ende gemacht habe —"

„Das zu glauben wäre Wahnsinn!" fiel der Doktor ihm entsetzt in die Rede. „Welche Gründe hätten ihn dazu veranlassen können? So schlimm können die Dinge hier nicht liegen, und selbst wenn es der Fall wäre, würde Rudolph bei seinen Freunden Hilfe gefunden haben. Wie Du auf diese Vermutung kommen kannst. —"

„Es war nur ein Gedanke, wie ich ausdrücklich bemerkte; ich habe ihm nicht weiter Folge gegeben. Rudolph befand sich in nervöser, gereizter Stimmung, die unangenehme Geschichte in Kopenhagen hatte ihn auch geärgert, überdies mußte ihm der Stand unseres Geschäfts große

Sorgen machen und die Furcht vor meinen Vorwürfen ihn drücken — kurz, so ganz unmöglich ist es nicht. Indessen, wir wollen das nicht weiter erörtern, das Andenken an ihn soll uns allen teuer sein und bleiben."

Doktor Hackert nickte zustimmend und erhob sich. Ihn hatte diese Vermutung peinlich berührt; die alten Zweifel stiegen wieder in seiner Seele auf; er mochte jetzt nicht wieder darauf zurückkommen.

Daß Rudolph das Geschäft ruiniert haben sollte, konnte er auch nicht glauben; er erinnerte sich wieder der Äußerungen seines verstorbenen Freundes, der freilich nur leise angedeuteten Vorwürfe, die dieser seinem Associé gemacht hatte. Und nun sollte er aus Furcht vor den Vorwürfen dieses Associés selbst sich das Leben genommen haben? Das war undenkbar, und daß Herbert diese Vermutung aussprechen konnte, das wars, was dem Doktor wieder Verdacht einflößte.

Herbert blieb im Kabinett, bis er zur Tafel gerufen wurde und als nach dem schweigsam eingenommenen Mittagsmahl Frau Holdau sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen hatte, bat er Marie um eine kurze Unterredung.

„Ihr dürft mir nicht übel nehmen, daß ich mich so selten hier blicken lasse," sagte er mit gezwungenem Lächeln; „ich bin gegenwärtig ein schlechter Gesellschafter; das furchtbare Erlebnis vergißt sich nicht so rasch. Überdies ruht auch jetzt eine schwere Arbeitslast auf meinen Schultern; es werden wohl noch Wochen vergehen, bis ich sie ganz überwältigt habe."

„Es bedarf ja keiner Entschuldigung," erwiderte Marie begütigend; „wir sorgen uns nur um Dich, Du gönnst Dir keine Ruhe, keine Erholung —"

„Ich werde das nachholen, sobald die Verhältnisse es mir gestatten,“ fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort; „angenehm ist es mir gewiß nicht, daß ich Tag für Tag bis tief in die Nacht hinein arbeiten muß. Und doch hat die Arbeit auch ihr Gutes; sie wehrt den Gedanken, sich mit andern Dingen zu beschäftigen; Du wirst mich verstehen.“

Marie nickte schweigend; ein tiefer und schwerer Seufzer entrang sich ihren Lippen.

„Ich wollte Dich um einen recht großen Gefallen bitten,“ nahm er nach einer Pause wieder das Wort: „vielleicht fändest Du heute Zeit und Gelegenheit, mir ihn zu erzeigen. Wirst Du heute Adele Reinach besuchen oder kommt sie hierher?

„Ich gehe zu ihr,“ erwiderte Marie, ihn befremdet anblickend; „sie bat mich vor einigen Tagen darum.“

„Weiß sie schon, welcher Schicksalsschlag uns getroffen hat?“

„Die ganze Stadt weiß es; Adele war am andern Tage nach Deiner Rückkunft schon hier, um uns ihrer Teilnahme zu versichern. Sagte ich es Dir nicht?“

„Ach ja, ich erinnere mich,“ erwiderte er. „Ich weiß nicht, ob es Dir bekannt ist, daß ich schon seit längerer Zeit beabsichtige, um die Hand Adeles zu werben; ich bin nie dazu gekommen; bot sich mir wirklich einmal eine günstige Gelegenheit, so fehlte mir der Mut; Du weißt ja aus eigener Erfahrung, wie schwer das entscheidende Wort über die Lippen will. Da wünsche ich denn, daß Du die Initiative ergreifen und Deiner Freundin die Frage vorlegen mögest, ob ich auf ihr Jawort hoffen darf.“ —

„Heute schon?“ fragte Marie mit wachsendem Erstaunen.

„Weshalb nicht?“ fuhr er fort. „Je eher das geordnet wird, desto lieber ist es mir. Und Adele kann das auch nur wünschen; sie steht allein in der Welt; sie wird es auch nicht immer bleiben wollen; ihrem heiteren, lebensfrohen Temperament behagt das sicher nicht.“

Marie wiegte sinnend das blonde Haupt, ein herber Zug umzuckte ihre Lippen.

„Wenn man, wie Adele ein großes Vermögen besitzt — dann muß man auch sorgen, daß es gut verwaltet wird und das kann Adele nicht,“ nahm ihr Bruder seine Rede wieder auf. „Und was hat sie von ihrem Vermögen? Eine alleinstehende Dame ist durch tausend Rücksichten gekettet, sie hat ja keinen freien Willen, denn aller Augen sind auf sie gerichtet und —“

„Glaubst Du, daß sie Deine Liebe erwidert?“ unterbrach Marie ihn.

„Ja, ich glaube es.“

„Und ich zweifle daran; täuschen mich meine Beobachtungen nicht, so besaß Rudolph ihr Herz.“

Herbert preßte die Lippen aufeinander, eine tiefe Furche zeigte sich zwischen seinen Brauen.

„Ich will nicht sagen, daß ich das besser wisse,“ erwiderte er; „aber wir werden ja erfahren, wessen Vermutung die richtige ist, wenn Du die Güte haben willst, meine Bitte zu erfüllen.“

„Ich würde Dir raten, damit noch einige Wochen zu warten, Mama interessirt sich gewiß auch dafür, aber jetzt können wir noch nicht über solche Dinge mit ihr reden. Und der Tod Rudolphs ist auch unserer Freundin nahe

gegangen, es würde sie gewiß befremden, daß Du schon so bald nach diesem erschütternden Ereignis an Deine Verlobung denkst."

„Das befürchte ich nicht," erwiderte er ruhig. „Ich verlange ja weiter nichts von Dir, als daß Du eine Frage an sie richtest, nur die einfache Frage, ob ich es wagen dürfe, um ihr Herz und ihre Hand zu werben."

„Und wenn sie diese Frage verneint?"

„Dann warte ich noch einige Zeit."

„Du wirst ihr deshalb nicht zürnen?"

„Welches Recht hätte ich dazu? Aber ich glaube, wir streiten um des Kaisers Bart, Marie; warten wir doch zuvor ab, welche Antwort Du auf Deine Frage erhalten wirst. Ich denke mir, Adele wird sich Bedenkzeit ausbitten und erwägt sie Alles reiflich, so müssen ihr die Vorteile einer Verbindung mit mir einleuchten. Darum auch erwarte ich ihre Antwort ohne Besorgnis. Ich kann nicht glauben, daß ich einen Korb erhalten werde."

Marie dachte darüber anders: sie konnte die Zuversicht ihres Bruders nicht teilen. Adele Reinach stand allerdings allein, aber ihr bedeutendes Vermögen sicherte ihr eine behagliche Existenz und dieses Vermögen war so gut und sicher angelegt, daß es ohne die geringste Mühe verwaltet werden konnte. Sie hatte eine alte Dame als Gesellschafterin engagiert und in Begleitung dieser Dame konnte sie nicht allein Theater und Konzerte besuchen, sondern auch an jedem Vergnügen teilnehmen, das ihr geboten wurde.

Unter diesen Verhältnissen hatte sie wohl keine Veranlassung, den Wünschen Herberts aus persönlichen Rücksichten entgegenzukommen, und so weit Marie die Freundin

kannte, war sie überzeugt, daß Adele nur dem Manne, dem ihr Herz gehörte, ihre Hand geben würde.

Und Herbert war dieser Mann nicht, wenigstens glaubte Marie es nicht. In gedrückter Stimmung trat sie den Weg zur Wohnung der Freundin an; es war ihr unangenehm, die Bitte des Bruders erfüllen zu müssen, aber er hatte sie so lange gedrängt, bis sie ihre Zusage gab. Adele hatte sie bereits erwartet; in dem reizend und geschmackvoll ausgestatteten Boudoir stand das Kaffeegeschirr schon auf dem Tisch.

So lange die Gesellschafterin zugegen war, plauderten die beiden Mädchen über Tagesereignisse, neue Erscheinungen in der Litteratur und Musik und andere Stoffe, die auch für die alte Dame Interesse hatten und ihr somit Gelegenheit boten, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Später verließ sie das Zimmer und die Mädchen blieben allein.

„Wir sprachen vorhin von dem plötzlichen Tode meines Bruders, von Herbert und Mama," nahm Marie jetzt das Wort, „darf ich eine offene Frage an Dich richten?"

„Das klingt ja sehr geheimnisvoll," scherzte Adele, die dunklen Augen erwartungsvoll auf sie heftend; „aber wie sie auch lauten mag, ich werde sie ebenso offen beantworten."

„Wie denkst Du über Herbert?"

„Das ist freilich eine seltsame Frage, meine liebe Marie. Liegt ihr eine besondere Absicht zu Grunde?"

„Du hast es erraten, Adele!" sagte Marie rasch.. „Herbert hat mich gebeten, die Frage an Dich zu richten Er liebt Dich, er gibt sich der Hoffnung hin, daß Du

seine Liebe erwiderst und täuscht diese Hoffnung ihn nicht, so —"

„Genug!" erwiderte Adele und ein schmerzlicher Zug glitt über ihr schönes Antlitz. „Lieber wäre es mir gewesen, Du hättest mich nicht genötigt, diese Frage zu beantworten; aber nun sie einmal aufgeworfen ist, darf ich auch die Antwort nicht verweigern."

„Armer Herbert!" seufzte Marie unwillkürlich.

„Ich achte ihn," fuhr Adele fort, „meiner Freundschaft darf er sich versichert halten, aber lieben kann ich ihn nicht. Und wer meine Hand begehrt, der muß mein Herz besitzen. Ich will ganz offen sein, meine geliebte Freundin; ich will Dir ein Herzensgeheimnis anvertrauen, das wohl nimmer über meine Lippen gekommen wäre, wenn nicht Deine Frage mich dazu veranlaßte. Ich habe Deinen Bruder Rudolph geliebt seit der Stunde, in der ich zum erstenmal ihm begegnete, ich liebe ihn noch heute und ich glaube nicht, daß es je einem Manne gelingen wird, sein Bild aus meinem Herzen zu verdrängen."

„Ich ahnte es, aber er klagte, daß Du Herbert bevorzugtest."

„So quälte er sich selbst mit Zweifeln und Vermutungen, die jeder Begründung entbehren. Ich wartete nur auf das entscheidende Wort; hätte er es gesprochen, so wäre vielleicht Manches anders gekommen. Wer kann's wissen, kleine Ursachen haben ja oft große Wirkungen! Das Wort blieb ungesprochen, und der Tod hat das Band zerrissen, aber unmöglich ist es mir, den Geliebten zu vergessen und einem anderen Manne meine Hand zu reichen. Ich kann es nicht, wenigstens jetzt noch nicht, und ich glaube, daß ich es niemals können werde."

Marie blickte sinnend vor sich hin, sie nickte zustimmend.

„Ich könnte es auch nicht, wenn Heinrich plötzlich mir entrissen würde,“ sagte sie. „Herbert hätte sich mit dieser Frage noch einige Zeit gedulden sollen, aber er ist darin sonderbar; was er einmal will, das muß auch sofort geschehen. Darf ich ihm sagen, daß Du Dir die Sachen überlegen willst —“

„Wozu Das? Wozu Hoffnungen wecken, die sich nicht verwirklichen können? War ich auch nicht mit Rudolph verlobt, sind auch Worte der Liebe nicht zwischen uns gewechselt worden, so habe ich mich doch stets als seine Braut betrachtet und die Treue einer liebenden Braut werde ich bewahren.“

„So darf Herbert keine Hoffnung hegen?“

„Es wäre Thorheit, wenn er es thäte.“

Damit war dieses Thema erschöpt. Marie erkannte, daß es nutzlos sein würde, diese Frage noch weiter zu erörtern; überdies nötigte sie auch der hereinbrechende Abend, den Heimweg anzutreten.

„Ich vertraue darauf, daß meine Antwort auf Deine Frage unsere freundschaftlichen Beziehungen in keiner Weise stören wird,“ sagte Adele, die Hand der scheidenden Freundin fest in der ihren haltend und ihr bittend in's Auge schauend. „Das Menschenherz läßt sich nicht zwingen und denkst Du ruhig über meine Worte nach, so wirst Du sicher mir Recht geben müssen.“

„Ich hatte ja erwartet, daß Du so und nicht anders antworten würdest,“ erwiderte Marie ruhig, „deshalb erfüllte ich nur ungern die Bitte Herberts; aber er wollte es, und ich fand keinen Vorwand, die erbetene Vermittlung abzulehnen. Daß aber dadurch nicht der leiseste Schatten

auf unsere Freundschaft fallen wird, das, meine teuere Adele, brauche ich Dir wohl nicht zu versichern."

Damit schied sie von der Freundin, und als sie das elterliche Haus betrat, wurde die Thüre des Kabinetts hastig geöffnet, und Herbert forderte sie durch einen Wink auf, einzutreten.

Mit wachsender Ungeduld hatte er sie erwartet, er schien darauf gerechnet zu haben, daß sie ihm eine frohe Botschaft bringen würde, und als er nun die Antwort Adeles erfuhr, stampfte er zornig mit dem Fuße auf den Boden. „Unsinn!" sagte er ärgerlich. „Wie kann nur ein junges lebensfrohes Mädchen durch solche Träumereien das Leben sich verbittern wollen! Weiß Adele denn, ob Rudolph ihre Liebe erwidert hat?"

„Gewiß", erwiderte Marie, durch dieses leidenschaftliche Aufwallen unangenehm berührt; „sie muß es wissen; wir Frauen haben in solchen Dingen einen scharfen Blick."

„Und wäre es der Fall, sie hat ihm keine Treue gelobt, und nichts fesselte sie an ihn, so lange er lebte. Welche Verpflichtungen sollte sie nun dem Toten gegenüber haben? Die Gründe, auf die sie ihre ablehnende Antwort stützt, kann ich nicht anerkennen. —"

„Und was ändert das an der Thatsache?" unterbrach sie ihn. „Du hast mir versprochen, ihr nicht zürnen zu wollen, daran erinnere ich Dich. Gedulde Dich noch einige Zeit; warte, bis der Schmerz um den verlornen Geliebten gelindert ist; dann magst Du noch einmal Dein Glück versuchen."

Die Arme auf der Brust verschränkt, stand er an seinem Pult und ein höhnisches Lächeln umzuckte seine Lippen. Das Licht der Gasflamme, die über dem Pulte

brannte, fiel voll auf ihn, und Marie erschrak, als sie in dieses verzerrte Antlitz blickte. Sie mußte sich unwillkürlich des Wortwechsels erinnern, den die Brüder hier in diesem Zimmer gehabt hatten, und eine Ahnung durchzuckte sie, daß auch damals all' diese bösen und niedrigen Leidenschaften in seinem verzerrten Gesicht ausgeprägt gewesen seien.

„Ich muß mich ja gedulden," erwiderte er, und ein schneidender Spott lag in dem Tone seiner Stimme; „aber verzichten werde ich auf diese Hoffnung nicht."

„Ich will das auch nicht verlangen," sagte Marie, ‚nur um Geduld bitte ich Dich; die Möglichkeit, daß Adele sich eines Andern besinnen wird, ist ja nicht ausgeschlossen. Und nun lass' mich hinaufgehen, Mama wird nach mir verlangen."

Sie verließ das Kabinett, er blieb neben dem Pult stehen und sah ihr höhnisch nach. „Thorheiten!" murmelte er. „Sie sollen meine Pläne nicht durchkreuzen."

Er legte die Hände auf den Rücken und wanderte langsam auf und nieder, und schon wollte er die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen, als nach kurzem Anpochen die Thüre hastig geöffnet wurde und der Telegraphenbote eintrat. „Ein Telegramm aus London!" sagte er.

Herbert öffnete es; starr ruhte sein Blick auf den Zeilen. Er sah nicht, daß der Bote sich wieder entfernte; unverwandt blieb der stiere Blick auf das Papier geheftet. Ein dumpfes Stöhnen entrang sich endlich seinen zuckenden Lippen; er knitterte das Papier in der Faust zusammen und steckte es in die Tasche. Dann warf er einen prüfenden Blick auf seine Uhr und wieder spiegelten sich die bösen

Leidenschaften in seinem bleichen, verzerrten Antlitz. Ungestüm zog er an der Glocke.

„Ich lasse Fräulein Holdau um eine kurze Unterredung bitten," befahl er dem eintretenden Hausdiener, und schon nach wenigen Minuten stand Marie dem Bruder gegenüber.

„Ich muß sofort nach London," sagte er, gewaltsam seine Aufregung bemeisternd, die er gleichwohl nicht verbergen konnte, „soeben ist eine Nachricht eingetroffen, die mich zu dieser unangenehmen Reise zwingt."

„Betrifft diese Nachricht —"

„Geschäftssachen," unterbrach er sie rasch; „unser Haus hat drüben große Summen zu fordern; ich muß zu retten versuchen, was noch gerettet werden kann. Vielleicht kehre ich schon nach einigen Tagen zurück, vielleicht muß ich auch noch länger bleiben. Sage Mama nichts von meinen Befürchtungen; es würde sie aufregen und das wollen wir vermeiden. Der Schnellzug fährt um acht von hier ab, mit ihm werde ich reisen."

„Kannst Du nicht warten bis morgen früh?" fragte Marie, über diese Eile bestürzt. „In der Nacht zu reisen —"

„Daraus mache ich mir nichts," fuhr er fort, während er die Geschäftsbücher in den Schrank trug und die Briefschaften auf seinem Pult ordnete. „Ich werde die nötigen Dispositionen für die Dauer meiner Abwesenheit schriftlich zurücklassen, jede Stunde Verzug erhöht die Gefahr und energisches Einschreiten thut hier dringend not."

Er bat Marie nach diesen Worten durch einen Wink, ihn zu verlassen und das Mädchen kam der Bitte nach, um dafür Sorge zu tragen, daß er vor der Abreise noch sein Abendbrot einnehmen konnte.

In derselben Stunde, in der Marie mit der Freundin über die Wünsche und Hoffnungen Herberts plauderte, saß Doktor Hackert in seinem Kabinett, mit dem Studium eines dickleibigen Aktenstückes beschäftigt. Er war allein, die Schreiber arbeiteten heute nicht; er liebte es, in dieser sonntäglichen Stille über schwierige Rechtsstreitigkeiten seiner Klienten nachzudenken.

Es war ihm unangenehm, wenn er in diesem Nachdenken durch den Besuch eines Klienten gestört wurde; er sah auch diesmal mit unfreundlichem Blick von den Akten auf, als der ihm völlig unbekannte Baron von Lichtenstein eintrat.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich störe," nahm der Baron das Wort; „mein Name ist Eduard von Lichtenstein —"

„Sehr willkommen," unterbrach der Advokat ihn rasch, während er ihn einlud, in einem Sessel Platz zu nehmen; „mein künftiger Schwager hat Ihren Namen so oft genannt, daß ich längst das Verlangen trug, Sie persönlich kennen zu lernen. Sie waren zugegen, als mein armer Freund verunglückte; Herbert beruft sich auf Ihr Zeugnis; es wäre mir lieb, wenn Sie das, was mir noch dunkel erscheint, aufklären könnten."

„Und welche Punkte betrifft dies?" fragte der Baron.

„Es ist mir unbegreiflich, daß der Verunglückte über die Schiffsbrüstung hinunterstürzen konnte."

„Hm, ich habe mir das auch nicht erklären können, aber die Matrosen, deren Urteil ich verlangte, behaupteten, es sei keineswegs unmöglich. Wenn übrigens Herr Schneider behauptet, ich sei bei dem Unfall zugegen gewesen, so ist das doch ein Irrtum, ich kam erst, als die Boote nieder-

gelassen wurden, und in der Finsternis ließ der Thatbestand sich nicht augenblicklich feststellen.“

„Sie haben meinen Freund gekannt?“

„Gewiß, und das nicht allein, ich habe ihn auch beobachtet. Was mir Herr Schneider später über seine Beziehungen zu dem Bruder berichtete, das konnte ich mit den Resultaten meiner eigenen Beobachtungen nicht recht in Einklang bringen —“

„Ah, das ist's, was ich wissen wollte!“ sagte der Doktor rasch. „Diese Beziehungen waren in Wirklichkeit wohl nicht so intim und freundschaftlich, wie er behauptet?“

„Durchaus nicht, die beiden Associés sprachen selten miteinander, und auch dann geschah es in einer höchst erregten Weise. Ich erkannte sofort, daß sie auf gespanntem Fuße miteinander standen, und eben deshalb befremdete mich später das Bestreben Schneiders, die Sache in einem andern Licht hinzustellen.“

Der Advokat nickte zustimmend; düstere Schatten umwölkten seine Stirne.

Die Mitteilungen Herberts über die mangelhafte Buchführung Rudolphs und den schlechten Stand des Geschäfts erschienen Doktor Hackert jetzt in einem ganz andern Lichte, die Ahnung stieg in ihm auf, daß Herbert selbst das Geschäft ruiniert und den gerechten Zorn des Bruders auf sich geladen habe.

„Sind unsere Familienverhältnisse Ihnen bekannt?“ fragte Doktor Hackert.

„Herr Schneider hat mich in sie eingeweiht, ohne daß ich ihn dazu aufforderte.“

„Sagte er Ihnen auch, daß die Spannung schon vor dieser gemeinschaftlichen Reise bestanden habe?“

„Im Gegenteil, er behauptete, niemals sei der Friede in seiner Familie gestört gewesen. Ich würde an der Wahrheit dieser und aller übrigen Behauptungen nicht gezweifelt haben, wenn ich nicht aus dem Munde des Verunglückten ein häßliches Wort vernommen hätte. Es war am Abend vor jener verhängnisvollen Nacht, ich saß auf dem Verdeck, die beiden Herren schritten an mir vorbei und ganz deutlich hörte ich das Wort: Spitzbube! das Ihr Freund seinem Associé in heftiger Erregung in's Gesicht schleuderte. Der Associé zuckte die Achsel und schwieg, aber es lag etwas in seinem Gesicht, was mir nicht gefiel."

Der Blick des Doktors ruhte voll fieberhafter Erwartung auf dem Antlitz Lichtensteins. „Haben Sie das später meinem Schwager nicht gesagt, um seine Behauptungen zu widerlegen?" fragte er erregt.

„Nein, was würde ich auch dadurch erreicht haben? Er hätte es nicht zugegeben und ich fühlte mich auch nicht berufen, als Ankläger gegen ihn aufzutreten. Das Unglück war einmal geschehen, kein glaubwürdiger Zeuge vorhanden, und ohne Beweise darf man keine Anklage erheben."

„Sie thun es auch heute noch nicht?"

„Gewiß nicht, Herr Doktor. Das Gericht in London hat den Vorfall untersucht und nichts entdeckt —"

„Es kannte die Aussagen nicht, die Sie in dieser Stunde gemacht haben."

„Und hätte es sie auch gekannt, einen Schuldbeweis konnte es nicht in ihnen finden. Schneider würde jenen Wortwechsel geleugnet haben, und ich lud möglicherweise den Vorwurf der Verleumdung auf mich. Vielleicht hätte ich besser gethan, mich nicht weiter um die Sache zu be-

kümmern und auch Ihnen gegenüber diese Mitteilungen zu unterlassen, aber ich konnte das mit meinem Gewissen nicht vereinbaren. Ich habe lange darüber nachgedacht, ich schreckte zurück vor dem Gedanken, daß meine Mitteilungen den Frieden Ihrer Familie stören könnten, dennoch hielt ich mich verpflichtet, wenigstens mit Ihnen offen darüber zu reden und Ihnen alsdann das Weitere anheimzustellen."

„Und ich sage Ihnen dafür meinen Dank," erwiderte der Doktor, der das Bedürfnis fühlte, auf und nieder zu wandern, um seiner Erregung Herr zu werden. „Entsetzlich ist es, denken zu müssen, daß wir hier vor einem dunklen Verbrechen stehen; daß nicht ein unglücklicher Zufall, sondern überlegter Mord —"

„Das habe ich nicht gesagt!" unterbrach der Baron ihn rasch. „Dieser unglückliche Zufall liegt ja immerhin im Bereich der Möglichkeit. Weshalb sollten wir nicht auch ferner an ihn glauben?"

„Weil wir es nicht können, Herr Baron! Nicht ich allein, auch meine Braut schöpfte sofort Verdacht, als wir die Hiobspost erhielten, und so sehr wir uns auch bemühten, diesen Verdacht zurückzudrängen, es kamen doch Augenblicke, in denen er plötzlich sich wieder geltend machte. Wir werden vielleicht niemals Gewißheit erhalten; zu einem offenen Geständnis können wir ihn nicht zwingen und zu einer Untersuchung des dunklen Vorfalles fehlt uns jeder Anhaltspunkt."

„So wäre es besser gewesen, ich hätte geschwiegen," sagte der Baron. „Der Verdacht wäre im Laufe der Zeit eingeschlummert und Ihrer Familie der Friede erhalten geblieben."

„Wegen des letzteren Punktes seien Sie unbesorgt; ich werde Ihre Mitteilungen als ein Geheimnis betrachten, das Sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut haben. Als Advokat muß ich so manches Geheimnis bewahren, so werde ich wohl auch dieses hüten können. Mein armer Freund war ein tüchtiger und gewissenhafter Kaufmann; umsomehr mußte es mich befremden, daß Herbert Schneider ihm vorwarf, er habe die Bücher nachlässig geführt und das Geschäft dem Ruin nahe gebracht. Es war mir unmöglich zu glauben, daß dieser Vorwurf berechtigt sein sollte, und Ihre Mitteilungen liefern mir den Beweis, daß meine Zweifel begründet sind. Nannte Rudolph seinen Associé Spitzbube, so wird er seine Gründe dafür gehabt haben; er klagte niemals leichtsinnig an; er war in Allem, was er that und sagte, ernst und ruhig."

„So hab' ich ihn auch gefunden," nickte Herr von Lichtenstein; „nur dann, wenn er mit seinem Associé sprach, spiegelte sich eine tiefinnere Erregung in seinen Zügen. An das Alles erinnerte ich mich später nach der entsetzlichen Katastrophe mit deutlicher Schärfe, aber ich hielt es nicht ratsam, mit Ihrem Schwager darüber zu reden, ihm zu verraten, daß ich tiefer in die Verhältnisse blickte als er ahnte."

„Sie fürchteten seinen Haß?"

„Das nicht, aber wie ich bereits bemerkte, fühlte ich mich nicht berufen, als Ankläger gegen ihn aufzutreten."

Doktor Hackert war vor seinem Schreibtisch stehen geblieben; er blickte in Gedanken versunken auf die Akten; in deren Studium er so jäh unterbrochen worden war. „Er hat sich auf Ihr Zeugnis berufen," sagte er nach einer Weile, „darin liegt für Sie ein plausibler Vorwand,

ihn zu besuchen. Würden Sie mich begleiten, wenn ich Sie darum bäte?"

„Zu ihm?"

„Jawohl und zwar sogleich," erwiderte der Doktor im entschlossenen Tone. „Ich vermute, sie haben nichts zu versäumen und ich möchte gerne zugegen sein, wenn er so unerwartet wieder mit Ihnen zusammentrifft."

„Und werden Sie dann in seiner Gegenwart auf meine Mitteilungen zurückkommen?" fragte der Baron, den der Gedanke an diese Möglichkeit zu beunruhigen schien.

„Nicht, wenn Sie es mir nicht erlauben; ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich dieses Geheimnis wahren werde; es findet sich wohl später eine Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen."

„Unter dieser Bedingung bin ich gerne bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen," sagte Herr von Lichtenstein, sich von seinem Sitz erhebend; „ich habe damals in London ihm ohnehin versprochen, daß ich ihn besuchen wolle, sobald ich hier eingetroffen sei."

„Also wußte er, daß Sie hieher kommen würden?" fragte der Advokat, während er die Akten beiseite räumte und seine Handschuhe anzog. „Dann kann ich mir das Bestreben, sich in Ihren Augen von jeder Schuld reinzuwaschen, erklären."

„Nicht deshalb allein that er's; er wollte vor allen Dingen sich einen Zeugen sichern, der im Notfalle für ihn in die Schranken trat. Daß er sich dabei an den Unrechten wandte, ahnte er freilich nicht."

„Er beklagte sich bitter darüber, daß das Gericht in London so viele Schwierigkeiten wegen der Aushändigung des Koffers gemacht habe."

„Das Gericht that seine Schuldigkeit.“

„Und ich vermute, daß dieser Koffer Papiere enthielt, die Herbert nicht in andere Hände fallen lassen durfte,“ fuhr der Doktor fort, während sie das Haus verließen; „sie mögen jetzt vernichtet sein, und alle Schuld wird auf den Toten geschoben.“

„Ob das mit Recht oder Unrecht geschieht, das ließe sich später wohl auch noch untersuchen,“ erwiderte der Baron, „die Geschäftsbücher müssen es ergeben.“

„Und tritt der schlimme Fall ein, auf den man schon jetzt mich vorbereiten zu wollen scheint, dann soll das auch untersucht werden, verlassen Sie sich darauf. Rudolph war mir ein zu lieber Freund, als daß ich einen Flecken auf ihm dulden darf.“

Die Unterhaltung stockte; mit rascheren Schritten durchwanderten die beiden Herren die belebten Straßen.

Endlich hatten sie das Haus der Frau Holdau erreicht; Doktor Hackert zog an der Glocke,; der Hausdiener öffnete.

„Herr Schneider zu Hause?“ fragte der Advokat.

„Soeben nach England abgereist,“ lautete die Antwort.

Doktor Hackert sah bestürzt seinen Begleiter an. „Das ist seltsam,“ sagte er leise, „mir hat er von dieser Reise nichts gesagt, und ich habe mich doch heute Morgen noch lange mit ihm unterhalten.

„Vielleicht weiß Ihre Fräulein Braut näheres,“ erwiderte der Baron.

„Höchst wahrscheinlich. Ich würde Sie gerne den Damen vorstellen, aber es ist schon zu spät, und ich möchte ihnen für heute die Aufregung ersparen. Wollen Sie hier auf mich warten. In einigen Minuten bin ich wieder bei

Ihnen, wir müssen uns über den Zweck dieser plötzlichen Reise Gewißheit verschaffen."

„Ich werde warten," nickte der Baron; „Sie haben recht, es ist besser, wenn ich den Damen nicht begegne."

Er trat auf die Straße zurück, Doktor Hackert eilte in's Haus. Herr von Lichtenstein wanderte die Straße hinauf und wieder hinunter; eine volle Viertelstunde verstrich, ehe der Advokat zurückkehrte.

„Es fiel mir schwer, mich loszumachen," sagte der Doktor, sich entschuldigend; „meine Braut hatte eine Menge Fragen an mich zu richten. Mit der Abreise Herberts hat es seine Richtigkeit, er empfing heute Abend ein Telegramm, wonach der Sturz eines Londoner Hauses zu befürchten steht."

„Und daraufhin ist er sofort abgereist?" fragte der Baron.

„Mit dem Schnellzuge um acht Uhr. Es ist zwar noch nicht acht Uhr, aber es hat keinen Zweck, jetzt noch zum Bahnhof zu eilen und ihn dort aufzusuchen."

„Haben Sie das Telegramm gelesen?"

„Nein, wir haben es im Kabinett gesucht, aber nicht gefunden."

„Ich weiß nicht, diese plötzliche Abreise beunruhigt mich," sagte der Baron nach einer Pause. „Es mag Ihnen seltsam erscheinen, daß ich an der ganzen Angelegenheit so großes Interesse nehme, aber —"

„Nein, nein, ich begreife das," unterbrach der Doktor ihn, „und für dieses Interesse bin ich Ihnen dankbar. Hm, es wäre möglich, daß er diese Reise mit dem Vorsatz der Nimmerwiederkehr angetreten hat, der Bankerott des Hauses steht vielleicht vor der Thür; ich werde darüber

morgen wohl Gewißheit erhalten, vorausgesetzt, daß das Geschäftspersonal sie mir geben kann."

„Wenn man nur den Wortlaut der Depesche erfahren könnte!" schaltete Lichtenstein ein.

„Hegen Sie eine andere Vermutung?"

„Das gerade nicht; ich denke eben nur an verschiedene Fälle, die in der Möglichkeit liegen."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel wäre es nicht unmöglich, daß in jener Nacht ein Fischerboot den Verunglückten aufgenommen hätte. Wissen Sie, ob Ihr Freund schwimmen konnte?"

„Wir haben manche Schwimmpartie gemeinsam gemacht; er schwamm ausgezeichnet."

„Wir waren im Augenblick der Katastrophe der Küste sehr nahe; ich sprach am andern Tage mit dem Kapitän darüber, der meine Vermutung bestätigte."

„Und Sie glauben wirklich, daß es möglich sei?"

„Möglich gewiß, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich."

Der Doktor war stehen geblieben, um über den Fall nachzudenken. „Kommen Sie," sagte er nach einer Pause entschlossen, „wir gehen zum Telegraphenamt. Ich kenne einen Beamten dort, der wird mir die Depesche zeigen."

Da sie sich bereits in der Nähe des Telegraphenamtes befanden, so hatten sie es bald erreicht; der Beamte wollte anfangs dem Wunsche des Advokaten nicht willfahren; aber der letztere wies darauf hin, daß die Depesche eine Familienangelegenheit enthalte, die für ihn insofern Interesse habe, als es sich darum handle, den Wortlaut des Schriftstücks genau festzustellen, zudem verpflichtete er sich mit seinem Ehrenwort, das Vertrauen

des Beamten in keiner Weise zu mißbrauchen. Daraufhin wurde ihm endlich die Depesche vorgelegt.

„Associé gerettet,“ las er mit wachsendem Staunen, „schwer erkrankt, Fischerdorf, kommen Sie selbst. Watkin.“

„Ich danke Ihnen,“ wandte der Doktor sich mit bebender Stimme zu dem Beamten; dann stürmte er hinaus, um dem draußen harrenden Baron den Inhalt der Depesche mitzuteilen.

„So war meine Vermutung richtig!“ sagte Lichtenstein erregt. „Wie seltsam mitunter der Zufall spielt! Wäre ich erst morgen zu Ihnen gekommen, so würden Sie sich bei dieser plötzlichen Abreise Ihres Schwagers nichts weiter gedacht haben, und vielleicht hätten Sie nie etwas von der Rettung des Freundes erfahren.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der Advokat, der nicht minder erregt war.

„Befremdet es Sie nicht, daß Ihr Schwager den Inhalt dieser Depesche geheim gehalten und einen anderen Grund für seine Reise angegeben hat? Sollte er es nur deshalb gethan haben, um seinen Angehörigen eine Aufregung zu ersparen?“

„Sicher nicht, denn es wäre eine freudige Erregung gewesen, und die konnte man unserer Mama nach all' den trüben Ereignissen nur wünschen. Wollte er aber dennoch damit warten, bis er sich von dem Zustande des Geretteten überzeugt hatte, so lag es doch nahe, mir die erhaltene Nachricht mitzuteilen und mit mir zu beraten, was nun geschehen solle.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ nickte der Baron, „und weil nichts von alledem geschehen ist, so drängen sich mir ernste Befürchtungen auf. Wer erfährt's, wenn

der schwer Erkrankte drüben stirbt? Und wie dünn ist der Faden, an dem sein Leben hängt!"

„Wer mag dieser Watkin sein —"

„Ein Börsenagent. Ihr Schwager traf in Bückers Hotel mit ihm zusammen. Genaueres konnte ich über diesen Mann nicht erfahren, sein Äußeres gefiel mir nicht; aus der Depesche scheint hervorzugehen, daß Ihr Schwager ihn mit Nachforschungen beauftragt hat."

„Und that er dies, so finde ich darin das Zeichen eines schuldbeladenen Gewissens," erwiderte der Doktor mit heiserer Stimme.

„Die Möglichkeit der Rettung war außerordentlich unwahrscheinlich, und erfolgte sie dennoch, so wären wir jedenfalls benachrichtigt worden. Was also konnte Herbert zu solchen Nachforschungen bewegen, wenn nicht — ah, es ist entsetzlich, daran zu denken, und doch lassen diese Gedanken sich nicht zurückdrängen. Was soll nun geschehen? Soll ich diesem Watkin telegraphieren —"

„Sie müssen selbst hinüber!"

„Daran dachte ich auch schon, aber —"

„Bedenken Sie, daß es das Leben eines teuren Freundes gilt," sagte der Baron ernst. „Ich fürchte das Schlimmste, wenn die Pläne Schneiders nicht durchkreuzt werden."

„Wo finde ich drüben in der großen Stadt meinen Schwager?" erwiderte der Doktor ratlos. „Wer nennt mir den Namen des Fischerdorfs? Ehe ich den Freund gefunden, kann er schon tot sein —"

„Ich werde Sie begleiten."

„Ah, Sie bringen mir ein Opfer —"

„Nichts davon, Herr Doktor! Ich kann als Privatmann über meine Zeit verfügen, wie es mir beliebt. Ich bin drüben bekannt und nicht das allein, ich bin mit einem Detektive befreundet, der uns in dieser Angelegenheit unschätzbare Dienste leisten kann. Ich würde allein die Sache übernehmen, aber mir steht kein Recht zur Seite, auf das ich mich stützen kann, wenn ich gezwungen werde, Ihrem Schwager entgegenzutreten. Sie als Mitglied der Familie können das, und deshalb ist Ihre persönliche Anwesenheit dringend erforderlich."

Der Doktor drückte ihm die Hand. „Ich finde keine Worte, um meinen Dank auszusprechen," sagte er bewegt.

„Bah, ich bringe Ihnen nicht das geringste Opfer, im Gegenteil, es macht mir Vergnügen, die Angelegenheit bis zu ihrem Ende zu verfolgen und dabei Ihrem Schwager zu beweisen, daß ich nicht der Schwachkopf bin, für den er mich gehalten hat."

„Und wann reisen wir?"

„Der Nachtzug fährt um zwölf Uhr; wir müssen ihn benutzen, um Ihrem Schwager keinen allzugroßen Vorsprung einzuräumen."

„Und kommen wir nach ihm in London an, so ist es vielleicht schon zu spät —"

„Das fürchte ich nicht; ich werde meinem Freunde telegraphieren, daß er Watkin beobachten soll. Die Sache ruht dann in guten Händen. Ich sprach schon damals mit ihm über den Vorfall; er kam ins Hotel, um Schneider zu beobachten, auf den er ebenfalls Verdacht geworfen hatte. Er ließ den Verdacht wieder fallen, nachdem ich ihm die Mitteilungen Schneiders berichtet hatte, aber er wird sich der Sache wieder erinnern, sobald er mein Tele-

gramm empfängt; ich sagte ihm derzeit, daß ich nicht ruhen würde, bis ich mir volle Klarheit und Gewißheit verschafft habe. Und daß Schneider sofort nach seiner Ankunft Watkin aufsuchen wird, unterliegt wohl auch keinem Zweifel, dieser Mann ist jedenfalls sein Verbündeter.“

„Nun wohl, senden Sie das Telegramm ab,“ sagte der Advokat, tief aufatmend und mit der Hand über die Stirn fahrend, wie Einer, der aus einem schweren beängstigenden Traum erwacht; „ist Ihr Freund bereits vorbereitet, um so besser für uns! Sie müssen mich jetzt entschuldigen, so ohne weiteres kann ich nicht abreisen, ich muß meinen Schreiber aufsuchen, um ihm die nötigen Anweisungen zu geben; ich muß ferner einen Kollegen bitten, mich zu vertreten und auch noch meine Braut von meiner Reise benachrichtigen. Wir treffen uns später auf dem Bahnhofe; ich habe jetzt keine Minute mehr zu verlieren.“

Er drückte ihm die Hand und eilte mit raschen Schritten von dannen. Der Baron kehrte zum Telegraphenamt zurück, um das Telegramm an Robert Carton abzusenden.

So unsauber und dürftig, wie Watkin in seiner ganzen äußeren Erscheinung war, so unsauber und ärmlich war auch seine Wohnung.

Sie bestand nur aus einem kleinen Schlafgemach und einem Büreauzimmer, und die Ausstattung des letzteren, das zugleich als Wohnraum diente, ließ auch bei den bescheidensten Ansprüchen noch manches zu wünschen übrig.

Aber die Wohnung lag im Herzen der Stadt, und dies war für den rührigen Geschäftsmann die Hauptsache. Er verbrachte den größten Teil des Tages draußen, und war er zu Hause, so vermißte er Bequemlichkeit nicht, die

er überhaupt niemals gekannt hatte. Später, wenn er ein reicher Mann geworden war, konnte er sich das Leben angenehm machen, jetzt mußte er rastlos arbeiten, sparen und zusammenscharren, um jenes Ziel zu erreichen. Freilich war sein Haar schon ergraut, aber noch manches Jahr lag vor ihm und er glaubte sich seinem Ziele nahe.

Der Tag neigte sich zum Ende. William Watkin saß vor seinen Geschäftsbüchern und trug die Geschäfte ein, die er heute gemacht hatte. Ein Wagen fuhr an dem Hause vor; über das hagere Gesicht Watkins glitt ein boshaftes Lächeln. „Ich wußte es, daß er kommen würde," sagte er leise, indem er sich erhob und den lauernden Blick erwartungsvoll auf die Thüre heftete; „er hat sich beeilt, das ist ein Zeichen, daß meine Vermutungen richtig sind."

Herbert Schneider trat ein, Watkin ging ihm entgegen.

„So bald hatte ich Sie nicht erwartet," sagte der letztere, „Sie müssen sofort nach Empfang meiner Depesche abgereist sein."

„Und war diese Eile nicht geboten?" erwiderte Herbert erregt. „Ihre Nachricht hat mich erschreckt; ich kann nur schwer an die Möglichkeit der Rettung glauben. Sollte hier wirklich kein Irrtum vorliegen? Sie kennen meinen Associé nicht, Sie haben ihn nie gesehen, irgend eine andere Person ist aus den Fluten gerettet worden, eine Verwechslung wäre ja hier sehr wohl möglich."

Watkin hatte seinem Gast einen Stuhl angeboten, er stand vor ihm mit einer großen Schnupftabaksdose in der Hand und wiegte ablehnend das Haupt. „Wäre es Ihnen angenehm, wenn hier eine Verwechslung vorläge?" fragte er.

„Wie kommen Sie darauf?" fuhr Herbert auf.

„Bleiben wir ruhig, verehrter Herr, ganz ruhig; ich frage nicht ohne Gründe, und ich glaube, daß es in Ihrem Interesse liegt, mir reinen Wein einzuschenken. Weshalb mußte ich Ihnen stets unter falscher Adresse schreiben, wenn ich Ihnen über Ihre Unternehmungen an der Börse Bericht zu erstatten hatte? Weshalb durfte Ihr Associé nichts von diesen Unternehmungen erfahren?"

„Ich habe Ihnen das früher schon erklärt," unterbrach Herbert ihn unwillig; „mein Associé war zu ängstlich, er würde gewagte Spekulationsgeschäfte niemals gebilligt haben."

„Und Sie spekulierten mit seinem Gelde, um sich selbst ein Vermögen zu erwerben, durch das Sie unabhängig von ihm zu werden hofften."

„Ist mir das gelungen?"

„Leider nicht," fuhr Watkin fort, während er geräuschvoll eine Prise nahm; „Sie haben kein Glück gehabt und namhafte Summen verloren. Das müssen Sie zugeben, und Sie können mir nicht verbieten, mich in die unangenehme Lage hineinzudenken, in der Sie vor dem Tode Ihres Associé's sich befanden. Blicken Sie mich nicht so wütend an, verehrter Herr! Das Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen, und ich kann ein Geheimnis bewahren. Auf das Unglück, welches Ihren Associé betraf, will ich nicht zurückkommen, es wäre zwecklos, jenes Ereignis erörtern zu wollen."

„Ich denke, es ist damals genügend erörtert worden," sagte Herbert mit heiserer Stimme, und zornig flammte es in seinen Augen auf; „beschränken Sie sich darauf, mir zu berichten, wie die Rettung möglich war!"

„Nichts ist einfacher. Ein Fischer war in jener Nacht

mit seinem Boot unterwegs; er nahm den Verunglückten auf, den die hochgehenden Wogen der Küste nahe gebracht. Ihr Associé muß ein tüchtiger Schwimmer sein; vielleicht auch fand er in den Wellen ein Stück Holz, eine leere Tonne oder irgend etwas, was ihn über Wasser hielt; so viel steht fest, daß die Thatsache seiner Rettung nicht bezweifelt werden kann. Als Sie mich damals beauftragten, der Küste entlang Nachforschungen anzustellen, glaubte ich selbst nicht an ein günstiges Resultat meiner Bemühungen; um so angenehmer war ich überrascht, als ich in dem kleinen Fischerdorf den Geretteten fand."

„Sie haben ihn gesehen?" fragte Herbert voll fieberhafter Erwartung.

„Gesehen und mit ihm gesprochen," nickte Watkin.

„So ist er nicht schwer erkrankt?"

„Krank ist er, aber nicht besinnungslos."

„Äußerte er das Verlangen, daß seine Familie benachrichtigt werden solle?"

„Keineswegs; im Gegenteil, er sprach den Wunsch aus, daß seine Rettung einstweilen geheim bleiben möge. Verstehen Sie das?"

„Nein," erwiderte Herbert, dessen Antlitz fahl geworden war, und der den forschenden Blick Watkins nicht ertragen zu können schien.

„Aber ich verstehe es," fuhr Watkin fort, auf den Deckel seiner Dose klopfend, „und weil ich es verstand, telegraphierte ich Ihnen sofort. Ihr Associé will warten, bis er wieder hergestellt ist, dann aber plötzlich vor Ihnen erscheinen, um Abrechnung mit Ihnen zu halten."

Herbert war von seinem Sitz aufgesprungen; er wan-

derte auf und nieder, um den Sturm zu bewältigen, der in seinem Innern tobte.

„Sagten Sie ihm, daß Sie mit mir befreundet seien?“ fragte er nach einer langen Pause, während der Watkin ihn unverwandt beobachtet hatte.

„Nein, er hat keine Ahnung davon.“

„Es mußte ihn befremden, daß Sie ihn aufgesucht hatten.“

„Ich fand dafür eine Erklärung, die ihn befriedigte. Ich sagte ihm, der Kapitän des Dampfbootes habe mich mit diesen Nachforschungen beauftragt, und er fand keine Veranlassung, die Wahrheit dieser Behauptung zu bezweifeln.“

„Dennoch äußerte er den Wunsch, daß Sie seine Rettung geheim halten möchten?“

„Ja, er bat mich darum.“

„Wollte er das Fischerdorf nicht verlassen?“

„Er trug, wie es schien, kein Verlangen danach. Die Verpflegung in der kleinen Hütte war freilich mangelhaft, aber im großen und ganzen gut. Ich glaube, der Herr wird sich bald erholen und dann wohl auch nicht länger zögern, die Rückreise anzutreten.“

„Das darf nicht geschehen,“ rief Herbert, der in der Mitte des Zimmers stehen geblieben war und mit dem Taschentuch die nasse Stirn trocknete. „Wo liegt das Dorf? Wie und in welcher Zeit kann man es erreichen?“

„Sie denken doch nicht daran, selbst hinzureisen?“ fragte Watkin überrascht. „Ich würde Ihnen nicht dazu raten; die Fischer sind ehrliche Leute; es kommt nur auf die Mitteilungen an, die der Gerettete ihnen macht, dann —“

„Begreifen Sie denn nicht, daß hier etwas geschehen muß, um diese Mitteilungen zu verhindern?“ unterbrach Herbert ihn, sich ganz den Leidenschaften überlassend, die in seinem Innern entfesselt waren. „Er darf nicht in der Fischerhütte bleiben, er darf nicht heimkehren, bevor ich nicht mit ihm gesprochen habe. Ein Mißverständnis kann oft die schlimmsten Folgen haben; ich fürchte diese Folgen auch hier; ihnen muß vorgebeugt werden und ich vertraue darauf, daß Sie mir dabei mit Rat und That zur Seite stehen. Auf die Kosten kommt es nicht an; die nötigen Summen stelle ich Ihnen zur Verfügung.“

Ein spöttischer Zug umzuckte die Lippen Watkins, er griff tief in seine Dose hinein und blickte eine geraume Weile gedankenvoll vor sich hin.

„Vorbeugen, verhindern,“ sagte er, sinnend das Haupt wiegend. „Sehr wohl, aber wie?“

„Glauben Sie, das Vertrauen meines Associés zu besitzen?“ erwiderte Herbert.

„Möglich wäre das immerhin!“

„Sie müssen wieder hinreisen und ihn bewegen, Sie nach London zu begleiten.“

„Hm, das könnte mir vielleicht gelingen.“

„Es muß gelingen. Ist's eine lange Reise?“

„Zwei Stunden mit der Eisenbahn und dann noch eine Stunde mit der Post.“

„Können Sie heute Abend noch abreisen?“

„Nein, die Post fährt nur vormittags, ich müßte auf der Eisenbahnstation übernachten, und das wäre zwecklos.“

„Mieten Sie einen Wagen,“ warf Herbert ungeduldig ein; „ich sagte Ihnen ja, daß es auf die Kosten nicht ankomme.“

„Aber wozu diese Eile, die Ihren Associé befremden müßte? Wenn ich mir sein Vertrauen erwerben soll, so muß ich Alles vermeiden, was seinen Argwohn wecken könnte, das werden Sie zugeben. Reise ich morgen früh, so kann ich morgen Abend mit ihm hier eintreffen, vorausgesetzt, daß er sich soweit erholt hat und sofort bereit ist, mich zu begleiten. Was aber soll geschehen, wenn wir ihn hier in London haben? Er hatte noch einiges Gold in seiner Börse; er wird damit den Fischer belohnen; hier in London besucht er seine Geschäftsfreunde, die ihm ohne Zweifel die Mittel zur Rückreise geben."

„Was hier geschehen soll?" erwiderte Herbert gedankenvoll. „Das werden Sie vielleicht besser wissen als ich. Gibt es hier kein Asyl für Gemütskranke?"

Watkin zog die Brauen hoch hinauf; starr ruhte sein Blick auf dem jungen Mann, der jetzt wieder auf- und niederwanderte. Er besaß kein allzu enges Gewissen; der Wunsch, sein Ziel so rasch wie möglich zu erreichen, ließ ihn über manches hinwegsehen, was unter anderen Umständen ihm vielleicht Skrupel bereitet haben würde. Ging er auf die Pläne Schneiders ein, leistete er ihm in der Ausführung derselben seinen Beistand, so konnte dies eine ergiebige Goldquelle für ihn werden, und er sah nicht ein, weshalb er Bedenken hegen sollte; ruhte doch die ganze Verantwortung allein auf dem, der den Plan entworfen hatte. „Gewiß, solcher Anstalten gibt es sehr viele," sagte er nach einer Pause, während der er bereits alle Vorteile dieses Planes überlegt hatte.

„Sind Sie mit dem Leiter einer solchen Anstalt bekannt?" fragte Herbert.

„Auch das!"

„Glauben Sie, daß er meinen Associé aufnehmen wird?“

„Hm, es wird viel Geld kosten.“

„Das ist Nebensache; kennen Sie die Bedingungen, die man stellen wird?“

„Nein, aber sie sind leicht zu erfahren,“ erwiderte Watkin.

„Es wäre mir lieb, wenn Sie hingehen wollten —“

„Halt, bester Herr, so haben wir nicht gewettet! Ich will Sie hinführen und empfehlen, aber unterhandeln müssen Sie selbst mit dem Doktor; ich mag damit nichts zu schaffen haben. Ich will auch Ihren Associé hierher holen und hier auf dem Bahnhofe mit ihm in den Wagen steigen, der uns zur Anstalt des Doktors bringen soll; ich will später die Vermittelung zwischen Ihnen und dem Doktor übernehmen; wie gesagt, ich will das Alles thun, aber verlangen Sie nicht, daß ich auch das Geschäft selbst mit dem Doktor abschließen soll.“

Herbert Schneider stand am Fenster und blickte durch die schmutzigen Scheiben sinnend auf den kleinen gepflasterten Hof hinaus, der nur zur Aufbewahrung der Asche und des Kehrichts benutzt zu werden schien.

„Wie heißt dieser Doktor?“ fragte er. „Kann man sich auf ihn verlassen?“

„Auf Doktor Davis? Gewiß,“ antwortete Watkin; „man kann sich auf jeden Menschen verlassen, dessen Interessen man wahrzunehmen versteht.“

„Und wie ist die Verpflegung in seiner Anstalt? Ich hoffe, der Doktor ist ein menschenfreundlicher Mann, dem man einen Kranken mit voller Ruhe anvertrauen darf.

Nach dieser Seite hin möchte ich mir später keinen Vorwurf zu machen haben —"

„Prüfen Sie selbst," unterbrach ihn Watkin; „Sie werden finden, daß Doktor Davis ein liebenswürdiger Herr ist."

„Mein Wagen steht noch vor der Thür, fahren wir hin," sagte Herbert entschlossen, und Watkin folgte ihm hinaus, ohne ein Wort zu erwidern.

In dem Augenblick, als Watkin dem Kutscher die Adresse des Irrenarztes angab, schritt ein fremder Herr hart an ihm vorbei; er achtete nicht darauf; in der nächsten Minute fuhr der Wagen mit ihnen von dannen.

Die Anstalt des Doktors Davis lag in einer stillen, wenig belebten Vorstadt; sie war umgeben von hohen Mauern und glich eher einem Gefängnis, als einem „Asyl für Gemütskranke," wie Davis selbst sein Haus nannte.

Und er selbst machte auch nicht den Eindruck eines Mannes, der durch vorzügliche Eigenschaft des Herzens und des Gemüts befähigt ist, an der Spitze eines solchen Asyls zu stehen; sein hageres, knochiges Gesicht mit dem strengen, finstern Ausdruck und dem stechenden Blick war keineswegs geeignet, Vertrauen einzuflößen.

Er empfing die Herren in seinem Bibliothekzimmer und lud sie ein, Platz zu nehmen, dann heftete er den Blick erwartungsvoll auf Herbert, den Watkin als seinen Freund vorgestellt hatte.

„Man hat mir Ihre Anstalt empfohlen," begann Herbert, nicht ohne einige Verlegenheit, die er indessen bald überwand; „ich möchte mich nach den Bedingungen erkundigen, unter denen Sie einen Patienten aufnehmen."

„Vorab muß ich wissen, welche Pflege für diesen

Patienten verlangt wird," erwiderte der Doktor mit einer harten, trockenen Stimme.

„Die beste!" unterbrach Herbert ihn rasch. „Der Patient ist mein Associé, und ich wünsche, daß er sich hier so wohl fühlen möge, wie dies in der Möglichkeit liegt."

„Sehr gut," nickte der Doktor. „Wollen Sie nun die Güte haben, mir seine Krankheitsgeschichte zu erzählen? Ich werde daraus erkennen, ob der Patient leicht oder schwer zu behandeln ist; dies ist auch von einigem Einfluß auf meine Bedingungen."

„Ich fürchte, Sie werden große Last mit ihm haben," erwiderte Herbert seufzend. „Schon seit längerer Zeit ist an einer Geistesstörung bei ihm nicht mehr zu zweifeln; sie geht hervor aus der konfusen Buchführung, die ihm leider anvertraut war. Der Wahn, daß ich ihn betrüge und ihm nach dem Leben trachte, verfolgt ihn; mit zähem Eigensinn hält er an ihm fest; es ist unmöglich, ihn eines Besseren zu überzeugen. Wir fuhren vor einigen Tagen von Kopenhagen nach London. Auf dieser Fahrt traf ihn das Unglück, über Bord zu fallen, und seine Familie hat seinen Tod betrauert und in das Unabänderliche sich gefunden. Nun erhalte ich plötzlich die Nachricht, daß er gerettet wurde, und daß er in einem Fischerdorfe seine Wiederherstellung abwartet, um dann plötzlich, gleich dem Geiste Banquos in Macbeth, in seiner Heimat wieder aufzutauchen und seine Anklagen gegen mich zu wiederholen. Ich muß aus diesem Vorhaben den Schluß ziehen, daß der Sturz ins Wasser seinen Geist noch mehr verwirrt hat, und ihn in solcher Verfassung gewissermaßen aus dem Grabe zurückkehren zu sehen, wäre für seine Angehörigen sehr peinlich. Wir würden uns in der Heimat genötigt

sehen, ihn in eine Irrenanstalt zu bringen, und geschieht dies nun schon hier, so wird dadurch seinen Angehörigen viel Schlimmes und Unangenehmes erspart."

„Ich verstehe," sagte der Doktor, als Herbert schwieg; „Sie wünschen vor allen Dingen, daß seine Anwesenheit in diesem Hause ein Geheimnis bleiben soll."

„So ist es. Werden Sie die Macht haben, dieses Geheimnis zu bewahren und jeder Möglichkeit einer Enthüllung vorzubeugen?"

„Das überlassen Sie mir; die Verpflichtungen, die ich übernehme, erfülle ich gewissenhaft."

„Er wird Ihnen zu beweisen versuchen, daß sein Geist klar ist," sagte Herbert, den lauernden Blick auf das hagere Antlitz heftend.

„Ich glaube nicht, daß es ihm gelingen wird."

„Und wenn es ihm dennoch gelänge? Würden Sie in diesem Falle ihn ohne weiteres entlassen?"

„Wünschen Sie das nicht, so wird es auch nicht geschehen," erwiderte der Doktor ruhig.

„Ich muß die ausdrückliche Bedingung stellen, daß es nicht geschehen darf."

„Gut, das genügt."

„Es muß ihm auch unmöglich gemacht werden, sich durch Vermittelung eines Wärters mit seinen Angehörigen in Verbindung zu setzen."

„Seien Sie unbesorgt; mein Personal ist durchaus zuverlässig."

„Die Briefe, die er schreibt, bitte ich, meinem Freunde Watkin zu übergeben, der fortan alles Nötige zwischen Ihnen und mir vermitteln wird."

„Es soll geschehen,“ nickte der Doktor; „seien Sie überzeugt, daß der Patient hier gut und sicher aufgehoben sein wird. Es kommt ja häufig vor, daß ein Geisteskranker lichte Augenblicke hat, in denen er gegen seine Einsperrung protestiert, wollte ich diese Proteste als berechtigt anerkennen, so würde ich bald keinen Patienten mehr haben.“

„Sehr wahr, und da Sie in diesem Punkte reiche Erfahrungen gesammelt haben, so wird Ihnen meine Versicherung, daß der Patient wirklich geisteskrank ist, genügen.“

„Vollkommen!“

„Und nun bitte ich Sie, mir den Preis zu nennen, den Sie für die Aufnahme des Kranken fordern.“

„Fünfhundert Pfund jährlich,“ erwiderte Doktor Davis; „Sie verlangen gute Pflege und unablässige Überwachung; Beides kostet Geld. Vierteljährliche Vorausbezahlung muß ich ebenfalls ausbedingen, die Zahlungstermine müssen pünktlich eingehalten werden, ich habe mir das zum Prinzip gemacht.“

Herbert Schneider schien eine so hohe Forderung nicht erwartet zu haben; er blickte Watkin fragend an, der mit einer Miene des Bedauerns die Achsel zuckte, als ob er sagen wolle, er könne in diesem Falle keinen Rat erteilen.

„Es wäre nutzlos, wenn Sie versuchen wollten, mich zu einer billigeren Forderung zu bestimmen,“ nahm der Doktor das Wort; „ich habe feste Preise; sind Ihnen dieselben zu hoch, so müssen wir auf das Geschäft verzichten. Ich habe in meinem Asyl Patienten, für die tausend Pfund jährlich beza lt werden, und wollte ich mein Haus der

weniger bemittelten Klasse öffnen, so könnte ich bald eine zweite und dritte Anstalt errichten. Das will ich nicht, denn in diesem Falle wäre es mir nicht möglich, mich meinen Patienten so hingebend zu widmen, wie sie es von ihrem Arzte verlangen dürfen."

„Ich bin mit Ihrer Forderung einverstanden," entgegnete Herbert; „nur eines macht mir jetzt noch Sorge: die Frage, wie er hierher gebracht werden soll. Er befindet sich gegenwärtig in einem ziemlich weit entfernten Fischerdörfchen; mein Freund Watkin will es übernehmen, ihn zu holen; ich fürchte aber, daß er Lärm machen wird, sobald er Verdacht schöpft."

„Das zu vermeiden, muß natürlich Ihre Sorge sein," sagte der Doktor achselzuckend; „sobald er sich hier vor meinem Hause befindet, übernehme ich alles. Meine Wärter machen sich nichts daraus, ob ein Patient lärmt und sich ihnen widersetzt, und die Nachbarschaft ist an das Schreien und Lamentieren meiner Pfleglinge gewöhnt. Wann gedenken Sie hier mit ihm einzutreffen?" wandte er sich zu Watkin, der eben geräuschvoll eine Prise genommen hatte.

„Morgen Abend."

„Gut; das Thor soll offen und ein Wärter sofort zur Stelle sein. Ich denke, es wird nicht viel Schwierigkeiten machen, den Herrn ins Haus zu bringen, wenn es Ihrer List nicht gelingen sollte, ihn ohne Anwendung von Gewaltmitteln hineinzulocken.

„Ich darf mich nicht dabei beteiligen," nahm Herbert das Wort, „wüßte er, daß ich in London bin, so würde er sich um keinen Preis bewegen lassen, hierher zu kommen. Freund Watkin besitzt sein Vertrauen: ich hoffe, es wird

ihm gelingen, die Sache zu Ende zu führen. Ich komme dann später zu Ihnen, um Ihnen die erste Vierteljahrsrate zu bringen und mich von dem Befinden des Kranken zu überzeugen; Sie werden sich ja rasch ein Urteil gebildet haben."

„In der ersten Viertelstunde," nickte der Doktor, „und wenn Sie es wünschen, können Sie den Kranken in seiner Zelle beobachten, ohne selbst von ihm gesehen zu werden."

„Und wenn ich mit ihm zu sprechen wünsche?"

„So kann dies ebenfalls geschehen."

„Ohne daß ich einen Angriff auf meine Person zu befürchten habe?"

„In meiner Anstalt sind für jeden denkbaren Fall die nötigen Vorkehrungen getroffen," erwiderte der Doktor ruhig. „Bringen Sie nur den Patienten hierher, alles Übrige dürfen Sie mir getrost überlassen."

Damit war die Unterredung beendet; die Herren erhoben sich und nahmen Abschied.

„Es wäre mir interessant, die Anstalt zu besichtigen," sagte Herbert, als sie draußen den engen Korridor durchwanderten.

„Auch dieser Wunsch kann erfüllt werden, sobald Sie mir den Patienten übergeben haben," antwortete der Doktor, der ihnen das Geleit gab; „ich gewähre dies nur solchen Personen, die mit mir in enger Verbindung stehen."

„Und wenn die Behörde das Recht der Besichtigung in Anspruch nimmt? Oder kommt das nicht vor?"

„O ja, es kommt vor; aber ich bin dann vorher benachrichtigt, und was die Behörde nicht sehen soll, das zeige ich ihr auch nicht. Im übrigen sind die Beamten gar nicht gefährlich, man muß sie nur zu behandeln ver-

stehen, je rascher die Revision erledigt wird, desto angenehmer ist es ihnen.“

Sie waren an der Hausthüre angekommen; hier entließ sie der Doktor. Ein Wärter begleitete sie durch den Vorhof bis zum Thor, wo der Wagen auf sie wartete.

Den fremden Herrn, der im Schatten der Mauer stand, sah keiner von beiden. Der Wagen war kaum fortgefahren, als dieser Herr mit raschen Schritten an das Thor trat und die Glocke zog.

Der Wärter öffnete; er wollte anfangs den Fremden nicht einlassen; ein kurzer Wortwechsel entspann sich, dann trat der Fremde ein und das Thor schloß sich hinter ihm. — — —

Kurz vor Mittag trat Watkin in die Fischerhütte, in der Rudolph Fuhrmann seine Wiederherstellung abwarten wollte.

Der junge Herr kam sichtbar erfreut ihm entgegen; eine leichte Röte überzog sein bleiches, hübsches Antlitz. Der warme, herzliche Empfang bewies dem Börsenagenten, daß er das volle Vertrauen dieses Mannes besaß.

„Sie werden erstaunt sein, mich schon sobald wiederzusehen,“ nahm Watkin das Wort, während er die schmale Hand Rudolphs fest in der seinen hielt; „ich hätte das auch nicht gedacht, aber die Sorge um Sie und der Wunsch Ihrer Freunde bewogen mich dazu.“

„Meiner Freunde?“ fragte Rudolph befremdet. „Wer sind sie? Ich habe keinen Freund in London?“

„Ihr Unglück hat Ihnen Freunde erworben, an ihrer Spitze steht der Kapitän des Dampfers, auf dem das Unglück Ihnen begegnete.“

Rudolph schüttelte unwillig das Haupt. „Es wäre

mir lieber gewesen, Sie hätten meine Rettung geheim gehalten," sagte er; „ich habe dafür meine besondern Gründe."

„Die ich errate."

„Ich glaube nicht, daß Sie diese Gründe erraten können."

„Der Kapitän deutete sie an. Sie wollen nicht gerne darüber reden, und ich gehöre nicht zu denen, die ein besonderes Vergnügen daran finden, sich in die Geheimnisse Anderer einzudrängen."

„Und was sagte der Kapitän Ihnen?" fragte Rudolph, ihn erwartungsvoll anblickend.

„Er sprach von Ihrem Associé —"

„Ist er noch in London?"

„Ich kenne ihn nicht," erwiderte Watkin achselzuckend; „er wird wohl bald nach seiner Ankunft wieder abgereist sein. Vielleicht könnte man das eben in London erfahren. Ich will mich gerne danach erkundigen, wenn Sie es wünschen. Aber angenommen, er wäre noch dort, was hätten Sie von ihm zu befürchten? In der Wohnung des Kapitäns sind Sie so sicher, wie Sie es nur wünschen können, Sie werden dort bleiben, bis Sie sich vollständig erholt haben. Der Kapitän läßt Sie herzlich und dringend bitten, seine Einladung anzunehmen, und ich füge dieser Bitte die meinige hinzu."

„Das ist gewiß sehr gütig und liebenswürdig, aber —"

„Sie dürfen nicht ablehnen; ich habe einen Wagen mitgebracht, und zu Ihrem Empfang sind alle Vorbereitungen bereits getroffen. Sie werden in keiner Weise geniert sein, und die Verpflegung ist dort unzweifelhaft besser, als hier. Ich denke mir, Sie haben in London Geschäftsverbindungen —"

„Allerdings,“ unterbrach Rudolph ihn rasch; „ich hatte die Reise unternommen, um meine Geschäftsfreunde zu besuchen und einige Differenzen mit ihnen zu ordnen. Es wäre mir angenehm, wenn das bald geschehen könnte; auf der andern Seite aber wünsche ich dringend, daß meinem Associé meine Rettung verschwiegen bleibt, bis ich in der Heimat wieder angelangt bin.“

„Darüber, wie sich das alles ermöglichen läßt, wollen wir in London gemeinsam beraten,“ nickte Watkin, und der Ton, den er dabei anschlug, mußte das Vertrauen Rudolphs befestigen. „Ich stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung, und da Sie sich so weit erholt haben, daß Sie die kleine Reise wagen dürfen, so wüßte ich nicht, was Sie veranlassen könnte, die Einladung des Kapitäns abzulehnen.“

Rudolph stand in Nachdenken versunken; seine Geschäftsinteressen machten es ihm wünschenswert, sobald wie möglich in London anzukommen; hatte er doch schon in Kopenhagen die Gewißheit erhalten, daß die Ehre der Firma gefährdet war. Und war Herbert noch in London, so konnte er dort vielleicht noch besser als in der Heimat mit ihm abrechnen, seinen Angehörigen wurde dadurch manche böse Stunde erspart. „Ich nehme die freundliche Einladung mit herzlichem Dank an,“ brach er endlich das Schweigen; „aber ich muß mir vorbehalten —“

„Alles, was Sie wollen!“ fiel Watkin ihm ins Wort. „Sie bleiben natürlich Herr Ihres freien Willens.“

„Das eben wünsche ich. Wann müssen wir von hier abfahren?“

Watkin blickte auf seine Uhr. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit,“ erwiderte er.

Rudolph ging hinaus, um die Frau des Fischers aufzusuchen; ihr Mann, der mit dem Boot am frühen Morgen ausgefahren war, kehrte vor Abend nicht zurück.

Er dankte ihr herzlich für alles Gute, das ihm zu teil geworden war und bewog sie, einige Goldstücke anzunehmen; die halbe Stunde war noch nicht abgelaufen, als die beiden Herren sich schon auf dem Wege zur Bahnstation befanden.

Hier mußten sie zwei volle Stunden warten, und Watkin verstand es, diese Zeit in seinem Interesse zu benutzen.

Er plauderte mit seinem Begleiter über die Geschäftshäuser, mit denen Rudolph in Verbindung stand; er kannte die finanziellen Verhältnisse derselben ganz genau; er gab ihm manchen wertvollen Fingerzeig und erbot sich bereitwillig, bei etwaigen Streitigkeiten die Rolle eines ununparteiischen Vermittlers zu übernehmen.

So schwanden die Stunden rasch, dann kam der Zug, der sie aufnahm, und in erregter Stimmung setzte Rudolph die Reise nach London fort.

Von dem, was ihn dort erwartete, hatte er keine Ahnung; er schenkte seinem Begleiter volles Vertrauen; das Interesse, welches der Schiffskapitän an seinem Geschicke nahm, konnte ja für ihn nichts Befremdendes haben.

Es war Abend, als sie auf dem Bahnhofe in London ankamen. In dem betäubenden Gewühl und Gedränge mußte Rudolph sich von seinem Begleiter führen lassen. Er atmete erleichtert auf, als sie endlich in einem Wagen saßen, der in scharfem Trabe mit ihnen von dannen fuhr. Vor der Anstalt des Doktor Davis nahm ein Wärter sie

in Empfang. Rudolph hegte nicht den mindesten Argwohn, als sie in das Haus hineintraten.

„Der Kapitän wohnt oben," sagte Watkin, während er der Treppe zuschritt; „Sie werden ermüdet sein, nur Geduld, wir sind bald zur Stelle."

Der Wärter, der eine einfache Livrée mit blauen Knöpfen und schmaler Silberborte trug, schritt jetzt vorauf und öffnete eine Thüre, Watkin trat mit einer leichten Verbeugung zurück, um seinen Begleiter eintreten zu lassen. Unentschlossen stand Rudolph auf der Schwelle des kleinen engen Gemachs, das nichts weiter als ein Bett, einen Tisch und eine Bank enthielt; ein furchtbarer Verdacht stieg blitzschnell in ihm auf, aber ehe er Zeit fand, ihn auszusprechen oder einen Entschluß zu fassen, hatte der Wärter ihn schon in die Zelle hineingestoßen und die Thüre hinter ihm geschlossen.

„Jetzt haben wir ihn," sagte der Wärter mit rohem Spott; „der Vogel ist gefangen, er fliegt uns nicht mehr davon."

Watkin nickte befriedigt und fuhr mit der Hand über seine feuchte Stirn. „Es ist glatter abgelaufen, als ich dachte," erwiderte er; „jetzt mag der Doktor zusehen, wie er mit ihm fertig wird."

„Kleinigkeit!" höhnte der Wärter. „Wir sind bis jetzt mit Allen fertig geworden, werdens wohl auch mit diesem werden; Doktor Davis und der andere Herr erwarten Sie in der Bibliothek."

„Führen Sie mich hin!"

Herbert wanderte in fieberhafter Erregung im Bibliothekzimmer auf und nieder, als Watkin eintrat.

„Alles in Ordnung?" fragte er mit heiserer Stimme.

„Der Patient ist angekommen und sicher untergebracht,“ meldete der Wärter dem Doktor, in dessen Zügen innere Unruhe sich spiegelte.

„Führen Sie den Herrn hin,“ befahl Doktor Davis; „er wünscht den Patienten zu beobachten, ohne selbst gesehen zu werden; ich komme sogleich nach.“

Herbert wechselte mit ihm einen Blick des Einverständnisses, dann folgte er dem Wärter, und ein häßliches, triumphierendes Lächeln umspielte dabei seine Lippen.

„Ich habe mit Ihnen einige Worte zu reden, Watkin,“ sagte der Doktor rasch, als die beiden sich entfernt hatten. „Sie haben die Karten schlecht gemischt; hatten Sie denn keine Ahnung davon, daß die Polizei Ihnen hineinblicken werde?“

Watkin blickte ihn starr an, Todesblässe überzog seine Wangen. „Unmöglich!“ erwiderte er entsetzt.

„Sie hatten mich gestern Abend kaum verlassen, als ein Detektive eintrat, der mir den ganzen Plan Ihres Freundes enthüllte. Er ersuchte mich den Patienten hier aufzunehmen und das weitere zu erwarten; er verbot mir, Sie oder Ihren Freund zu warnen, und Sie werden begreifen, daß ich unter solchen Verhältnissen der Behörde entgegenkommen muß, wenn ich nicht meine eigene Existenz gefährden will. Sie werden schweigen, es liegt in Ihrem eigenen Interesse; man kann uns nichts anhaben, die Schuld ruht allein auf Ihrem Freunde, der uns durch die Behauptung, sein Associé sei wahnsinnig, zu Handlungen bewogen hat, die das Gesetz in solchen Fällen Jedem gestattet. Ich hoffe, Sie werden mich verstehen und sich in Ihrer Rolle zurechtfinden, mag Ihr Freund allein die Suppe ausessen, die er uns Allen einbrocken wollte.“

„Ich begreife das alles noch nicht," sagte Watkin, der aus seiner Angst kein Hehl machte; „wie konnte nur die Polizei Kenntnis davon erhalten?"

„Das zu untersuchen ist nicht meine Sache," erwiderte der Doktor achselzuckend, „die Thatsache ist da, sie läßt sich nicht leugnen, und ein kluger Mann sichert sich bei Zeiten den Rücken. Hören Sie die Stimmen unten im Hause? Sie kommen jetzt. Sehen Sie sich vor, daß Sie sich nicht verraten!"

Das letzte Wort war kam über seine Lippen, als Herbert zurückkehrte.

„Sie werden ihm die Zwangsjacke anlegen müssen," sagte er höhnisch; „der Patient scheint einen Anfall von Tobsucht zu haben."

„Wir werden sehen," erwiderte der Doktor ruhig. „Nur keine Überstürzung! Ich muß mich zuvor überzeugen, ob der Patient wirklich gemütskrank ist."

„Daran ist nicht zu zweifeln."

„Ihr Urteil allein hat keinen Wert —"

„So beobachten Sie ihn!"

In diesem Moment wurde die Thüre geöffnet. Doktor Hackert, der Baron von Lichtenstein und Robert Carlton traten ein; der Wärter, der sie begleitete, schien bereits unterrichtet zu sein; er blieb im Zimmer, der Befehle seines Herrn gewärtig.

Ein Schrei der Überraschung und zugleich der Wut entrang sich den Lippen Herberts, als sein Blick so plötzlich auf den Advokaten fiel.

„Was führt Dich hierher?" fuhr er auf, ehe einer der übrigen Anwesenden Zeit fand, das Wort zu ergreifen. „Wer hat Dir das Schicksal Rudophs verraten und

weshalb überläßt man es nicht mir allein, für ihn Sorge zu tragen?"

„Weshalb nicht?" erwiderte der Advokat. „Du wirst so gut wie ich die Gründe kennen. Übrigens habe ich mit Dir einstweilen nichts zu schaffen; ich überlasse es Rudoph, mit Dir abzurechnen."

„Rudolph ist geisteskrank —"

„Er war es nie, und er wird es auch jetzt nicht sein. Wir wissen sehr genau, daß Du ihn seit jenem dunklen Ereignis nicht wieder gesehen hast. Wie also kannst Du ein Urteil über seinen Geisteszustand fällen wollen? Seit der Minute, in der Du hier ankamst, hat man Dich nicht aus den Augen gelassen, man kennt die Pläne, die Du mit Deinem Helfershelfer schmiedetest."

„Erlauben Sie, wenn Sie damit meine Person bezeichnen wollen, so muß ich dagegen energisch protestieren," fiel Watkin ihm in die Rede.

„Sind Sie nicht ein gewisser Watkin?" erwiderte der Advokat mit verachtender Geringschätzung. „Waren Sie nicht beauftragt, Nachforschungen anzustellen, ob der Verunglückte nicht gerettet worden sei? Haben Sie nicht das Telegramm an diesen Herrn abgesandt —"

„Ich gebe das alles zu, ich leugne auch nicht, daß ich seit Jahren der Geschäftsagent dieses Herrn gewesen bin; nun sagt er mir, sein Associé leide an Geistesstörung und müsse in ein Asyl für Gemütskranke gebracht werden; er fragt mich, ob ich in dieser Angelegenheit ihm mit Rat und That zur Seite stehen wolle — weshalb soll ich ihm unter solchen Umständen meinen Beistand verweigern? Ob der Patient wirklich krank ist, darüber kann nur der Arzt entscheiden, und ich weiß, daß man sich in dieser

Beziehung auf die Ehrenhaftigkeit des Doktor Davis verlassen darf."

Carlton hatte mit dem Doktor leise einige Worte gewechselt und dieser dem Wärter einen Wink gegeben; der Letztere war hinausgeeilt und kehrte nun mit Rudolph zurück.

Im ersten Augenblick stutzte Rudolph, als er sich all diesen Personen gegenübersah, dann trat er rasch auf seinen Schwager zu, dem er beide Hände reichte.

„Ich weiß nicht, was Ihr mit mir vorhabt," sagte er; „nur um eines bitte ich Dich, nimm mich aus diesem Hause, in das man mich, wie ich vermute, listig hineingelockt hat, um mich zu verderben."

„Da steht der Mann, der Dich unter dem Vorwande, Du seiest geisteskrank, hierher bringen ließ," erwiderte der Advokat, auf Herbert deutend. „Ich glaube, es wäre ihm gelungen, wenn nicht ein Zufall mich von Deiner Rettung in Kenntnis gesetzt hätte. Herr Baron von Lichtenstein, der die Fahrt von Kopenhagen mit Dir machte, besuchte mich, um mir das Vorgefallene mitzuteilen und seine eigenen Vermutungen daran zu knüpfen, die schnelle und plötzlich Abreise Herberts flößte uns Verdacht ein, es gelang uns, von dem Telegramm, welches die Nachricht Deiner Rettung enthielt, Kenntnis zu erhalten, daraufhin folgten wir ihm, um über Dich zu wachen."

Herbert nagte an der Unterlippe, Haß und Wut loderten aus dem Blick, mit dem er die Anwesenden beobachtete.

„Ich habe Ihnen den Patienten anvertraut, Herr Doktor," rief er, „ich mache Sie für alle Folgen verantwortlich, wenn Sie ihn entlassen."

Doktor Davis zuckte bedauernd mit den Achseln. „Sie wissen, daß ich den Geisteszustand des Herrn noch nicht untersucht habe," erwiderte er; „aber wäre ich auch von seinem Irrsinn überzeugt, so könnte ich ihn gleichwohl unter den obwaltenden Verhältnissen nicht in meine Anstalt aufnehmen, es sei denn, daß seine Familie ihre Zustimmung dazu giebt."

„Das wird nie geschehen!" rief der Advokat.

„Dieser Herr gehört nicht zur Familie," brauste Herbert auf; „er soll sich nicht in Dinge hineinmischen, die ihn nichts angehen."

„Machen wir ein Ende," sagte Carlton, sich zu Rudolph wendend. „Sie können ungehindert dieses Haus verlassen, unten wartet der Wagen Ihres Freundes. Aber bevor Sie gehen, müssen Sie sich erklären, ob Sie eine gerichtliche Untersuchung dieser Angelegenheit und Bestrafung der Schuldigen verlangen; ich werde in diesem Falle die Sache zur Anzeige bringen."

Rudolph schüttelte ablehnend das Haupt. „Ich wünsche das nicht," erwiderte er; „ich werde einige Tage in London bleiben und in Bückers Hotel wohnen; mein Associé wird wohl selbst die Notwendigkeit fühlen, sich mit mir auseinanderzusetzen. Und in seinem eigenen Interesse liegt es, das hier zu thun; wartet er damit, bis wir heimgekehrt sind, so könnte ich mich gezwungen sehen, die Hilfe des Gerichts in Anspruch zu nehmen. Wir wollen nun gehen, Heinrich, hoffentlich begleiten unsere Freunde uns; mir ist da noch manches dunkel, worüber ich Aufschluß haben möchte."

Sie gingen alle hinaus, bis auf Herbert und Watkin, die bei dem Arzte zurückblieben.

„Ich möchte wissen, wer die erbärmliche Rolle des Verräters gespielt hat," sagte Herbert mit heiserer Stimme.

„Wozu nützt es, daß Sie sich darüber jetzt noch den Kopf zerbrechen wollen!" erwiderte der Doktor kühl. „Sie haben das Spiel verloren, nun bleibt Ihnen nichts weiter übrig, als gute Miene dazu zu machen. Übrigens dürfen Sie nicht glauben, daß ich jemals zu einem Schurkenstreich die Hand bieten würde; ich nehme keinen Patienten auf, der nicht wirklich geisteskrank ist."

In der leidenschaftlich erregten, verzweifelten Stimmung, in der er sich befand, ließ Herbert eine Äußerung fallen, die starke Zweifel ausdrückte; Doktor Davis sah sich dadurch zu der Erklärung veranlaßt, daß er sein Hausrecht wahren werde, wenn man ihn unter seinem eigenen Dache beleidige. William Watkin drängte seinen Freund hinaus, und als sie draußen auf der Straße standen, machte Herbert dem in ihm tobenden Groll in bitteren Bemerkungen Luft.

„Diese Niederlage kann ich nur Ihnen zu verdanken haben," sagte er in maßloser Wut; „Sie sind scheinbar auf meine Pläne eingegangen, um von der andern Partei den Judaslohn zu nehmen."

„Wenn Sie das wirklich glauben, so könnte Doktor Davis Sie eines Besseren belehren," erwiderte Watkin; „ich hatte noch vor einer Stunde keine Ahnung von dem Verrat und ich kann nur glauben, daß Ihre eigene Unvorsichtigkeit die Schuld trägt. Übrigens will ich ebenfalls mit solchen schmutzigen Geschichten nichts zu schaffen haben, ich —"

„Holla, pfeift der Wind aus dieser Richtung?" fiel Herbert ihm höhnisch ins Wort. „Geben Sie sich keine

Mühe, mich von Ihrer Ehrenhaftigkeit überzeugen zu wollen, ich kenne Sie besser: wollte ich unsere Abrechnungen revidieren, so würden Sie mir sicher eine namhafte Summe zurückzahlen müssen."

„Gut, revidieren Sie! Aber bis zum Ende dieser Revision lassen Sie mich gütigst ungeschoren," sagte Watkin trotzig.

Damit wandte er ihm den Rücken, und ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, bog er um die nächste Straßenecke. Herbert eilte ihm nach; es lag nicht in seinem Interesse, sich mit dem einzigen Menschen, der ihm jetzt noch nützlich sein konnte, zu überwerfen.

„Sie können's mir wahrhaftig nicht verdenken, daß ich wütend bin," sagte er, als er ihn eingeholt hatte.

„Dann lassen Sie Ihre Wut an anderen Leuten aus, nicht aber an mir," erwiderte Watkin ärgerlich. „Meine Schuld ist es nicht, daß Ihre Pläne durchkreuzt wurden; wenn ich sie auch nicht billigte, verraten habe ich sie darum doch nicht."

„Und was raten Sie mir nun, zu thun?"

„Suchen Sie sich mit Ihrem Associé abzufinden."

„Wollen Sie die Vermittlung übernehmen?"

„Ich? Soll ich mir Grobheiten sagen lassen? Glauben Sie, Ihr Associé werde mir jemals vergessen, daß ich ihn in das Haus gelockt habe?"

„Bah, Sie werden schon einen Vorwand finden, sich zu rechtfertigen; schieben Sie nur die ganze Schuld auf mich; ich bin überzeugt, daß man Ihnen Glauben schenken wird. Lassen Sie mich jetzt nicht im Stich, es soll Ihr Schade nicht sein. Ich persönlich kann nicht mit meinem Associé unterhandeln, wenigstens jetzt nicht, es würde zu

heftigen Szenen kommen; da ist es besser wir bleiben auseinander. Ich werde hier meinen Wohnsitz nehmen; vielleicht könnte hier eine Filiale unseres Hauses gegründet werden, der ich alsdann vorstehen würde. Sprechen Sie darüber mit meinem Bruder, fragen Sie ihn, wie fortan die Verhältnisse zwischen uns sich gestalten sollen, er wird darüber gewiß schon nachgedacht haben, und es kann ihm ebenfalls nur erwünscht sein, daß wir in Frieden auseinander gehen."

„Gern übernehme ich das nicht," sagte Watkin nach einer Pause; „es ist ein undankbares Geschäft, zumal in diesem Falle, da ich auf beiden Seiten kein Vertrauen genieße. Haben Sie Ihrem Associé bestimmte Vorschläge zu machen?"

„Nein; hören Sie, ob er Ihnen welche macht; thut er es nicht, so schlagen Sie Teilung des Geschäfts und Gründung der hiesigen Filiale vor."

„Er wird darauf schwerlich eingehen."

„Warten wir das ab; immerhin muß er eine Antwort geben, aus der ich entnehmen kann, wie weit ich in meinen späteren Forderungen gehen darf."

Der Agent schüttelte noch immer mit bedenklicher Miene das Haupt; es fiel ihm schwer, sich zur Erfüllung dieses Verlangens zu entschließen, mußte er doch mit Sicherheit voraussehen, daß er sich persönlich den größten Unannehmlichkeiten aussetzte. Aber die Habgier überwog sein Bedenken; er konnte sich durch diese Vermittlung beiden Parteien verpflichten und dabei selbst im Trüben fischen.

„Lieb wäre es mir, wenn Sie sofort hingehen wollten," nahm Herbert wieder das Wort; „ich möchte die Angelegenheit so bald wie möglich ordnen."

Er war vor einer kleinen Restauration stehen geblieben, die er bei seiner früheren Anwesenheit in London oft besucht hatte.

„Hier will ich Sie erwarten," fuhr er fort; „ich hoffe, Sie bringen mir gute Antwort. Suchen Sie aus diesem Schiffbruch für mich zu retten, was noch gerettet werden kann. Ich beharre bei meiner Behauptung, daß mein Associé an Geistesstörung leidet; will er mir drohen, so machen Sie ihn darauf aufmerksam, daß ein Prozeß auch für ihn unangenehme Folgen haben könnte."

Nach diesen in höchster Erregung gesprochenen Worten trat er in die Restauration hinein. William Watkin setzte seinen Weg fort.

Rudolph hatte seine Freunde in Bückers Hotel in sein Zimmer geführt; hier empfing er den Agenten, der dem ihn anmeldenden Kellner auf dem Fuße folgte.

Entrüstet wollte Rudolph ihm die Thüre zeigen, aber Doktor Hackert legte rasch die Hand auf den Arm seines Freundes und bat ihn, sich zu beruhigen.

„Hören wir, was er uns zu sagen hat," versetzte er.

„Nicht viel, meine Herren," erwiderte Watkin mit erheuchelter Unbefangenheit; „ich komme im Auftrag des Herrn Schneider, um zu fragen, was nun geschehen soll. Was mich persönlich betrifft, so muß ich mich gegen jeden Vorwurf verwahren; ich glaubte dadurch, daß ich einen Geisteskranken in ein Asyl brachte, eine Pflicht zu erfüllen, die —"

„Lassen wir das!" unterbrach Rudolph ihn. „Sie stehen schon lange mit meinem Associé in Verbindung?"

„Schon seit mehreren Jahren; ich besorgte für ihn die Geschäfte an der Börse."

„Also dafür sind die bedeutenden Summen vergeudet worden, die mein Associé sich ohne mein Wissen von unseren Geschäftsfreunden auszahlen ließ?" fragte Rudolph entrüstet. „Ich dachte es mir, daß er an der Börse gespielt haben müsse, er leugnete es freilich, aber ich konnte keine andere Erklärung finden. War es Ihnen bekannt, daß er dieses Spiel hinter meinem Rücken trieb, daß er mich betrog —"

„Wie hätte ich das wissen können," erwiderte Watkin rasch. „Er hat mir davon nichts gesagt und ich mußte glauben, daß er ein reicher Herr sei."

„Genug davon! Haben Sie mir Vorschläge zu machen?"

„Herr Schneider wünscht, daß hier eine Filiale des Hauses gegründet werden möge, die er alsdann verwalten will. Natürlich müßte dieselbe mit den nötigen Fonds ausgerüstet werden."

„Erwartet er wirklich, daß dieser unverschämte Vorschlag angenommen werde?" fragte Doktor Hackert empört.

„Er kann es nicht erwarten," sagte Rudolph, den zornflammenden Blick fest auf das Antlitz Watkins heftend; „sagen Sie ihm, er wisse sehr wohl, daß er mein Vertrauen mißbraucht, mich betrogen und unser schönes blühendes Geschäft dem Ruin nahe gebracht habe; sagen Sie ihm ferner, er wisse, daß es nur eines Wortes von mir bedürfe, um ihn dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu überliefern, und daß ich, wenn ich ihn schone, dies nur deshalb thue, weil er mein Bruder sei. Eine Trennung muß stattfinden und zwar eine Trennung für immer; er darf nicht zurückkehren in die Heimat; nicht eher wenigstens, bis er die Schuld gesühnt hat. Er soll drüben in Amerika sein Glück versuchen; ich will ihm die Mittel zur Be-

streitung der Reisekosten geben. Das ist alles, was ich für ihn thun kann. Er weiß wohl, daß er kein Recht hat, nur einen Pfennig von mir zu fordern; daß die Summe um die er mich betrog, das Zehnfache seines Geschäftsanteils überstiegen; also kann von Vorschlägen und Forderungen seinerseits kein Rede sein. Sagen Sie ihm das alles; er soll bis morgen früh sich entschließen und sich nicht der Hoffnung hingeben, daß ich ihm verzeihen und ihn ferner noch als Associé anerkennen werde."

„Sie werden nicht mehr für ihn thun?" fragte Watkin. „Was Sie ihm bieten, ist nur ein Almosen —"

„Und selbst dieses Almosen verdient er nicht," unterbrach der Advokat ihn. „Sollte er wagen, in die Heimat zurückzukehren, so wird er bei seiner Familie nur geschlossene Thüren finden. Sagen Sie ihm das auch. Wir alle verachten ihn; seine verbrecherischen Handlungen finden bei uns keine Entschuldigung."

William Watkin mochte einsehen, daß es nutzlos war, weitere Worte zu verlieren; er nahm seinen Hut und entfernte sich.

Doktor Hackert wollte am nächsten Morgen wieder zurückreisen; Rücksichten, die er auf sein Amt und seine Klienten nehmen mußte, zwangen ihn dazu.

Der Baron von Lichtenstein, mit dem Rudolph sich rasch befreundet hatte, wollte bis zur Abreise Rudolphs in London bleiben und diesen später nach B. begleiten inzwischen sollte der Advokat Marie und Frau Holdau auf das Geschehene vorbereiten.

„Ich denke, wir verschweigen Mama die Verbrechen Herberts," sagte Rudolph, als sie beim Frühstück saßen; „es ist ja nicht nötig, daß sie die Wahrheit erfährt."

„Ich konnte sie auch nicht davon unterrichten," erwiderte der Doktor; „weiß ich doch selbst nicht, was in jener Nacht auf dem Schiffe zwischen Dir und Herbert vorgefallen ist."

Ein herber Zug umzuckte die Lippen Rudolph, während er ablehnend das Haupt schüttelte.

„Ich bin nicht gerne daran erinnert," sagte er; „es ist eine entsetzliche Erinnerung. Schon in Kopenhagen machte ich die Entdeckung, daß ich um namhafte Summen betrogen worden war; ich konnte daraus entnehmen, welche weitere Entdeckungen mich hier erwarteten. Die Rechnungsauszüge aus unseren Büchern stimmten schon lange nicht mehr mit den Buchungen unserer hiesigen Geschäftsfreunde überein. Die Herren wollten Zahlungen gemacht haben, die ich nicht empfangen hatte, Herbert behauptete, nichts davon zu wissen; er fälschte und unterschlug Briefe, um mich von ernsten Nachforschungen abzuhalten. In Kopenhagen erfuhr ich, daß er selbst die Summen in Empfang genommen hatte; die Thatsache der Unterschlagung konnte mir also nicht mehr zweifelhaft sein, und ich sagte ihm meine Ansicht darüber mit dürren Worten. Die Verzweiflung mag ihm den Gedanken eingegeben haben, durch ein Verbrechen den Ankläger zu beseitigen, — was in jener Nacht geschehen ist, Du kannst es erraten und ich will versuchen es zu vergessen. Mama mag glauben, daß Herbert aus eigenem Antriebe nach Amerika ausgewandert sei, um dort sein Glück zu versuchen; motivieren läßt sich dieser Entschluß ja mit seinen verfehlten Börsenspekulationen."

Doktor Hackert nickte zustimmend und heftete den Blick erwartungsvoll auf Watkin, der in diesem Moment eintrat.

„Nimmt er meinen Vorschlag an?“ fragte Rudolph, ohne den Gruß des Agenten zu erwidern.

„Er wird Ihnen keine Sorge mehr machen,“ erwiderte Watkin, während er den Hut auf einen Stuhl legte und seine Tabaksdose hervorholte. „Er war wütend gestern Abend, als ich ihm Ihre Antwort brachte; mit aller Entschiedenheit erklärte er, daß er von Ihnen kein Almosen annehmen werde. Ich riet ihm, die Sache reiflich zu überlegen, und als ich ihn verließ, war er ruhiger geworden. Ich hatte ihm versprochen, heute Morgen zu ihm ins Hotel zu kommen, um seine Antwort zu holen, ich ging hin und fand — einen Toten. Mit dem kleinen Taschenrevolver, den er hier in London stets bei sich führte, hat er sich erschossen, und der Eigentümer des Hotels verlangt nun, daß die Leiche so rasch wie möglich entfernt werde.“

So erschütternd diese Nachricht auch war, nahm sie doch den Angehörigen des Toten eine schwere Last von der Seele.

War sein Ende auch ein schreckliches, drüben in Amerika würde es vielleicht noch schrecklicher gewesen sein. Ihm, dem Mittellosen und Schuldbeladenen, wäre wohl nichts anderes übrig geblieben, als auf der Bahn des Verbrechens weiterzuschreiten; in Schande und Elend hätte er seinen Untergang gefunden. Watkin übernahm es, für die Beerdigung zu sorgen; Doktor Hackert konnte seine Abreise nicht aufschieben, und Rudolph mußte jetzt jede Stunde den Angelegenheiten seines Geschäfts widmen.

Er sah sich in seinen Befürchtungen nicht getäuscht; bedeutende Summen waren unterschlagen; es bedurfte voraussichtlich großer Anstrengungen, um den Bankerott zu vermeiden.

Das freundliche Entgegenkommen der Geschäftsfreunde die ihm ansehnliche Aufträge übergaben, ihre Bereitwilligkeit, ihn in jeder Weise zu unterstützen und die Verbindung mit ihm aufrecht zu halten, das Wohlwollen, mit dem sie in Hinblick auf seine augenblickliche, schwierige Lage ihm Kredit anboten, — das alles mußte ihn ermutigen und ihm trotz seiner Sorgenlast eine gewisse Freudigkeit einflößen.

So kehrte er mit neuem Mut in die Heimat zurück, wo der liebevollste Empfang seiner harrte.

Die alte Mutter, erfreut über die Rettung ihres Lieblings, hatte sich über den Tod des anderen Sohnes bald getröstet, zumal ihr nicht verschwiegen werden konnte, daß durch die Schuld Herberts das Geschäft dem Ruin nahe gebracht worden war.

Und am Tage nach seiner Rückkehr hatte Marie eine lange Unterredung mit ihm, die ihn bewog, noch zu derselben Stunde Adele Reinach zu besuchen.

Einige Tage später brachte die Zeitung die Verlobungsanzeige des glücklichen Paares, und mit den großen Summen, die Adele ihrem Verlobten sofort zur Verfügung stellte, konnte Rudolph allen drückenden Verpflichtungen nachkommen, neue Verbindungen anknüpfen und das Geschäft wieder zur vollen Blüte bringen.

Herr von Lichtenstein blieb der Freund der Familie; ihm wurde nie vergessen, was er für sie gethan hatte.

Droschke Nummer 40.

Nach einem anstrengenden und arbeitsvollen Vormittage hatte ich mich eben aufs Sofa gelegt, um ein Stündchen auszuruhen, als mir der Besuch einer Dame gemeldet wurde, die in einer dringenden Angelegenheit mit mir zu reden wünschte.

Ich ließ sie eintreten und erhob mich, um ihr entgegenzugehen. Sie war schon ziemlich bejahrt und wohl niemals schön oder auch nur hübsch gewesen, aber es lag etwas Treuherziges in ihren Augen, etwas Sanftes und Gutmütiges in ihrem bleichen Gesicht, was ihr rasch die Herzen gewinnen mußte. Ihre Kleidung war einfach, aber dennoch elegant, ich erkannte sofort, daß ich einer Dame aus den besseren Ständen gegenüberstand.

Sie kam aus der Provinz, in einer seltsamen Angelegenheit. Sie suchte ihren Gatten, der schon seit acht Tagen kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte. In dem Gasthofe, in welchem er abgestiegen war, hatte man ihn seit vier Tagen nicht mehr gesehen, sein Gepäck war noch dort, er selbst, wie es schien, spurlos verschwunden.

Man hatte die Dame an mich gewiesen, und so schmeichelhaft mir auch die Auszeichnung war, entschloß ich mich doch ungern, die schwierige und unangenehme Aufgabe zu übernehmen.

Frau Wachtmann berichtete mir, ihr Gatte sei Gutsbesitzer und ungefähr zwanzig Jahre jünger wie sie, und aus den ferneren Mitteilungen ging ziemlich deutlich hervor, daß die beiden keine glückliche Ehe führten. Die Verschiedenheit der Anschauungen und der Bedürfnisse war zu groß, die Wege gingen zu weit auseinander.

Der etwas unvorbereiteten Reise des Mannes war denn auch ein ärgerlicher Auftritt vorangegangen. Nach seiner Ankunft in der Residenz aber hatte Wachtmann einige Zeilen an seine Frau geschrieben, und seitdem war die letztere ohne Nachrichten, weshalb sie nun selbst gekommen war, um sich nach ihm zu erkundigen und sich mit ihm auszusöhnen.

Nachdem die Frau mir dies mitgeteilt hatte, holte sie aus dem Täschchen, welches sie in der Hand trug, eine Photographie.

Der Anblick des Bildes entsetzte mich, es kostete mir Mühe, meine Fassung zu bewahren.

Der Mann, dessen Bild Frau Wachtmann mir zeigte, war tot — ermordet. Man hatte seine Leiche am vorherigen Tage im Flusse gefunden. Mit eigenen Augen hatte ich die Leiche gesehen, ich erkannte sie sofort wieder in dem Bilde, es konnte kein Zweifel obwalten.

Frau Wachtmann hatte meine Bestürzung bemerkt, ich konnte ihren Fragen nicht mehr ausweichen, und was hätte auch das Leugnen genutzt? Schonend teilte ich ihr das Nötige mit, sie blieb ruhiger, als ich erwartete.

Da der Gerichtsarzt bei der Totenschau festgestellt hatte, daß der Mann, ehe der Fluß seinen Körper aufnahm, ermordet worden war, so lag die Leiche noch in der Morgue, aber es war bis jetzt noch nicht gelungen, den Mörder

zu ermitteln, oder über die Leiche selbst Auskunft zu erhalten.

Frau Wachtmann bat mich, sie zur Morgue zu begleiten. Es war mir lieb, daß sie selbst es wünschte, da sie ja die Leiche rekognoszieren mußte.

Wir nahmen einen Wagen und fuhren hin, ich hatte mich nicht getäuscht, der Ermordete war wirklich der Gutsbesitzer Wachtmann.

Und nun ward diese kleine, gedrückte Frau plötzlich ein mutiges, zu allen Opfern und Kämpfen entschlossenes Weib, welches nur noch den einen Zweck verfolgte, den Ermordeten zu rächen!

„Ruhen Sie nicht, bis Sie den Mörder gefunden haben," sagte sie, als sie vor dem Gasthofe Abschied von mir nahm. „Scheuen Sie keine Kosten, ich stelle Ihnen jede beliebige Summe zur Verfügung und zahle Ihnen selbst eine hohe Prämie, sobald Sie die Aufgabe gelöst haben." —

Vor allen Dingen mußte der Thatbestand selbst festgestellt werden. Der Umstand, daß man bei der Leiche weder Uhr, noch Börse, noch Portefeuille gefunden hatte, bewies, daß ein Raubmord vorlag. Ein Schlag mit einem stumpfen Instrument mußte das Opfer betäubt haben, außer der Schädelverletzung zeigte die Leiche eine klaffende Halswunde und mehrere Messerstiche in Brust und Armen.

Die That konnte einer allein begangen haben; der Schlag auf den Kopf hatte ja das Opfer seinem Mörder wehrlos überliefert; überdies hatte die Besichtigung der Leiche ergeben, daß dem Morde ein Kampf vorhergegangen war.

Ich begann meine Nachforschungen in dem Gasthofe,

in welchem Wachtmann gewohnt hatte. Ein Kellner erinnerte sich deutlich, daß der Gutsbesitzer in einer Droschke abgefahren und seitdem nicht zurückgekehrt sei, und der Portier glaubte sogar, sich zu entsinnen, daß diese Droschke die Nummer 40 getragen habe.

Das war schon etwas, aber doch immer noch nur eine schwache Fährte.

Die Droschke war bald gefunden, und als ich nun an den Kutscher die Frage richtete, ob er sich des korpulenten Herrn, dessen Photographie ich ihm zeigte, erinnere, glaubte ich zu bemerken, daß diese Frage ihn in Verlegenheit brachte.

Er besann sich eine kurze Zeit, es schien mir, daß er nach einer Antwort suchte — das mußte mir auffallen.

Endlich gab er zu, den Herrn gefahren zu haben.

„Wohin?“ fragte ich. Er nannte eine Straßenecke, an der er ihn ausgesetzt haben wollte. Auch das klang verdächtig, aber es konnte die Wahrheit sein. Und wenn es die Wahrheit war, weshalb verwirrten ihn meine Fragen?

Ich zog Erkundigungen ein über den Mann, man gab ihm allgemein das Zeugnis eines soliden, nüchternen Menschen. Der Fuhrwerkunternehmer, bei dem er in Diensten stand, war sehr zufrieden mit ihm, und im schwarzen Buche der Polizei fand ich seinen Namen auch nicht, er war noch nicht bestraft worden.

Er hatte eine Braut, und es war seine Absicht, binnen einigen Monaten zu heiraten; auch die Braut wurde mir als ein fleißiges und ehrbares Mädchen geschildert.

Der Verdacht, den ich anfangs gegen ihn gehegt hatte, wurde immer schwächer und verlor zuletzt jeden Halt.

Wenn nur die übrigen Nachforschungen ein Resultat ergeben hätten! Aber der Schleier wurde im Gegenteil immer dichter, das Rätsel dunkler, und vergebens suchte ich nach einem Haltpunkte oder einer sicheren Fährte.

Im stillen hatte ich den Kutscher noch immer beobachten lassen, so ganz konnte ich mich von dem Gedanken noch immer nicht trennen, daß mein erster Verdacht jeder Begründung entbehrt haben solle.

Und wirklich, nach vierzehn Tagen wurden mir von meinen Leuten Mitteilungen gemacht, die meine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten.

Bolz, so hieß er, hatte in den letzten Tagen bedeutende Einkäufe gemacht, er hatte Möbel, Betten, Leinwand, Garderobe gekauft und sofort bar bezahlt.

Nun war es allerdings natürlich, daß er, wenn er heiraten und einen Hausstand gründen wollte, diese Anschaffungen machen mußte, aber für seine Verhältnisse fand ich sie doch etwas großartig, und ich konnte nicht wohl annehmen, daß er die ziemlich bedeutende Summe, die er dafür verausgabt hatte, von seinem geringen Verdienst erspart haben sollte.

Außerdem hatte er, ganz seinen soliden Grundsätzen zuwider, an einem Abend im Kreise seiner Kameraden stark gezecht und die ganze Zeche aus seiner Tasche berichtigt.

Und kaum waren diese Mitteilungen mir gemacht worden, als ich von einem anderen meiner Leute die Nachricht erhielt, er habe in der Droschke Nummer 40 deutliche Blutspuren entdeckt.

Das war nach meiner Ansicht genügend; ich ließ den Mann citieren.

Er trat wieder mit einer mir verdächtigen Befangenheit

vor mich; diese Befangenheit diente jetzt dazu, meine Vermutungen zu bestätigen.

„Ich muß noch einmal über den Herrn mit Euch sprechen, den Ihr damals gefahren habt," begann ich, „dieser Herr ist seitdem spurlos verschwunden."

„Ich weiß das," erwiderte er.

„Und wer hat es Euch gesagt?" fragte ich.

„Nun, man hat ja überall davon gesprochen," sagte er verlegen.

„Aber Ihr konntet doch nicht wissen, daß der Verschwundene derselbe Herr war, den Ihr gefahren hattet."

Bolz schlug die Augen nieder.

„Ich dachte es mir," sagte er mit zitternder Stimme.

Ich sah ihn scharf an und schwieg, ich wollte damit seine Verwirrung steigern, um ihn zu einem unfreiwilligen Geständnis zu verleiten.

„In Eurem Wagen sind Blutflecken gefunden worden," brach ich das Schweigen, „woher rühren sie?"

Er erbleichte und trat einen Schritt zurück.

„Blutflecken?" wiederholte er.

„Ja. Ihr müßt Auskunft darüber geben können."

„Ich weiß nicht," stotterte er, dann aber fuhr er in hastigem Tone fort: „Sie rühren von dem dicken Herrn her, als er ausstieg, litt er an Nasenbluten!"

„Diese Ausrede ist zu albern,", sagte ich trocken, „mit ihr kommt Ihr nicht durch. Nasenbluten! Ihr glaubt wohl, es sei so sehr leicht, mir ein Märchen aufzubinden?"

Er wiederholte seine Behauptung, aber ich ließ ihn nicht ausreden.

„Wie viel verdient Ihr täglich?" fragte ich.

„Zwanzig bis fünfundzwanzig Groschen."

„Und wie viel gebraucht Ihr davon für Euch selbst?"

„Nun, es bleibt eben nicht viel übrig."

„Das kann ich mir denken. Aber sagt mir doch, woher habt Ihr das Geld zu Euren Einkäufen genommen?"

Diese Frage schien er am wenigsten erwartet zu haben, er fand sobald keine Antwort darauf, ich mußte sie wiederholen.

„Nun, ich habe mirs erspart," sagte er trotzig.

„Und soeben sagtet Ihr selbst, Eure Einnahme sei nicht derart, daß Ihr Ersparnisse machen könntet? Wie reimt sich das?"

„Ich hab' lange Jahre gespart, und meine Braut hatte auch etwas."

„Ihr habt überdies Anschaffungen gemacht, die über Euren Stand und Eure Bedürfnisse hinausgehen; sauer erspartes Geld hat in der Regel mehr Wert, wie Ihr darauf zu legen scheint."

Dieser Vorwurf schien ihn zu treffen, aber er bewirkte doch das Gegenteil, er weckte nur seinen Trotz.

„Ich denke, das ist meine Sache," sagte er unwirsch. „Jeder darf wohl soweit gehen, wie seine Mittel reichen, und ich will meine Haushaltung solide einrichten, lieber heirate ich nicht."

„Und wenn Ihr Eure Freunde und Kameraden bewirtet, so thut Ihr das auch ordentlich, wie Ihr vorgestern Abend bewiesen habt, nicht wahr?"

„So? Das wissen Sie auch schon?" fragte er. „Und was liegt daran, wenn ich den Kameraden ein Abschiedsfest gebe? Das thut jeder vor der Hochzeit."

„Hm, bei Eurem Abschiedsfest soll es doch etwas hoch hergegangen sein!"

„Na, so schlimm wars nicht.“

„Schlimm genug für einen Mann, der nur zwanzig Groschen täglich verdient. Ihr habt sogar mit Gold bezahlt!“

Er schlug wieder die Augen nieder — ich hatte mir diesen Trumpf bis zuletzt aufgespart. Mein Beamter hatte mir ein Goldstück im Werte von fünf Rubel gebracht, welches von Bolz bei der Berichtigung der Zeche in Zahlung gegeben worden war.

Mit diesem Goldstück hatte ich mich zu Frau Wachtman verfügt, und von ihr erfahren, daß ihr Mann kurz vor seiner Abreise eine ziemlich bedeutende Summe in russischem Golde eingenommen, es ließ sich also erwarten, daß dieses Goldstück vordem im Besitze des Ermordeten gewesen war.

Ich legte jetzt dieses Goldstück vor Bolz auf den Tisch und fragte ihn, ob er es kenne.

„Ja,“ antwortete er, „der dicke Herr hat es mir beim Aussteigen gegeben.“

Das war nach meiner Ansicht eine handgreifliche Lüge.

„Wie?“ sagte ich. „Denkt Ihr, ich sei so dumm, zu glauben, daß ein Fahrgast Euch für eine so kurze Fahrt ein Goldstück geben werde?“

„Es ist die Wahrheit,“ erwiderte er trotzig.

„Und wenn er es gethan hätte, wäre es nicht Eure Pflicht gewesen, es ihm zurückzugeben und ihn auf den Irrtum aufmerksam zu machen?“

„Ich fand keine Zeit dazu; ehe ich bemerkte, daß ich ein Goldstück in der Hand hielt, war der Herr schon in der Dunkelheit verschwunden.“

„Das ist keine Entschuldigung,“ erwiderte ich, „die Kutscher wissen auch in der tiefsten Nacht, welches Geld-

stück sie in der Hand halten, die Übung macht auch darin den Meister. Also wußten Sie auch, daß Sie nicht die Münze erhalten hatten, die Sie zu fordern berechtigt waren.“

Bolz zuckte die Achseln, wie wenn er sagen wolle, er wisse nichts zu erwidern.

„Sagt mir die Wahrheit,“ ermahnte ich ihn, „bedenkt, daß die Wahrheit doch an den Tag kommt trotz Eures Leugnens, und daß Euch dann die Strafe um so schwerer trifft.“

„Was soll ich bekennen?“ fragte er trotzig. „Ich habe gesagt, was ich wußte, und es war alles die Wahrheit, — was wollen Sie mehr?“

Es war weiter nichts aus ihm herauszubringen, er beharrte dabei, daß er alles gesagt habe und nun nichts mehr zu sagen wisse.

Man schritt zur Haussuchung, sie hatte nicht das gehoffte Resultat. Man fand weder Uhr noch Ring des Ermordeten, noch eine bedeutende Geldsumme, aber man fand einen schweren eisernen Schraubenschlüssel, mit dem offenbar der erste Schlag auf den Kopf des Opfers geführt worden war.

Uhr und Ring hatte er jedenfalls schon bei Seite geschafft und das Geld war zu den Einkäufen benutzt worden.

Wer konnte überhaupt in der großen Stadt alle Handlungen einer einzelnen Person kontrollieren, und noch dazu einer Person, die wie Bolz, heute hier, morgen dort speiste und nur einige Nachtstunden in ihrer Wohnung weilte.

Es konnte deshalb auch nicht ermittelt werden, ob Bolz russisches Geld außer dem einen Goldstück verausgabt hatte, er konnte ja Mitschuldige, oder auch einen Hehler gefunden haben, an den wir nicht dachten.

Zu all den vorhandenen Beweisen, oder richtiger gesagt Verdachtsgründen, kam noch hinzu, daß Bolz am zweiten Tage nach dem Morde einen alten Kutscherrock verkauft hatte, und daß dieser Rock, der wie anzunehmen bei der That getragen und dann mit Blut befleckt worden war, nicht mehr aufgefunden werden konnte.

Bolz behauptete, es sei ein alter Rock gewesen, den er seit einem Jahre nicht mehr getragen habe, ein Schacherjude habe ihn auf der Straße von ihm gekauft.

Das konnte wahr sein, aber klang unwahrscheinlich, wie denn überhaupt die Verdachtsgründe immer festere Stützen fanden.

Bolz war verhaftet worden, er saß in Untersuchungshaft, und der Untersuchungsrichter bemühte sich mit unermüdlichem Eifer, Licht in die Sache zu bringen. Das störrige, trotzige Wesen des Gefangenen erschwerte ihm die Lösung der Aufgabe sehr.

Bolz leugnete beharrlich, er wollte von der ganzen Sache nichts wissen, aber er verwickelte sich dabei in Widersprüche, und wenn er auf diese aufmerksam gemacht wurde, gab er entweder gar keine oder eine freche Antwort.

Indes die unausgesetzten Nachforschungen brachten noch manches ans Licht, Kleinigkeiten, aber nichtsdestoweniger wichtige Glieder in der Beweiskette.

An jenem Abend, an welchem das Verbrechen begangen worden war, hatte man Bolz in einem Bierhause gesehen, und der betreffende Zeuge erinnerte sich ganz genau, daß der Kutscher in seltsamer Stimmung gewesen war.

Er war nicht lang in der Schenke geblieben, hatte hastig sein Glas Bier ausgetrunken und sich alsdann ohne Gruß entfernt.

Der Jude, der den Rock gekauft haben sollte, war nicht zu finden, man mußte also annehmen, daß Bolz diesen Rock vernichtet habe, um ein gefährliches Beweisstück zu beseitigen.

Die Sache war in den Augen des Untersuchungsrichters bald klar. Bolz hatte bemerkt, daß der Ökonom eine bedeutende Summe in barem Gelde bei sich führte, und im Hinblick darauf, daß ihm noch immer die Mittel zur Gründung eines Hausstandes fehlten, den Vorsatz gefaßt, diesen Mann zu berauben.

Er hatte dann sein Opfer in eine einsame Gegend gefahren und dem Ökonomen, als derselbe ausstieg, mit dem Schraubenschlüssel einen Schlag auf den Kopf gegeben.

Vielleicht war erst jetzt, als der Mann besinnungslos vor ihm lag, die Furcht in ihm aufgestiegen, daß das Verbrechen an den Tag kommen könne, und um dies zu verhüten, hatte er beschlossen, sein Opfer zu ermorden und es dann verschwinden zu lassen.

Der Fluß war ja nicht weit, und in der Residenz gehörten Totschläge und Unglücksfälle zur Tagesordnung, und wie hätte denn auf ihn, den soliden nüchternen Mann, ein Verdacht fallen können?

Nun war es allerdings anders gekommen, wie er es erwartet hatte, aber man konnte ihm nichts beweisen, und wenn er unablässig seine Unschuld beteuerte, so mußte man ihn endlich freisprechen.

So dachte der Gefangene, aber der Untersuchungsrichter betrachtete die Sache von einem anderen Standpunkte. Er hatte in dem Anklageakt Beweis auf Beweis gehäuft und die Schuld des Angeklagten so klar dargestellt, daß niemand sie bezweifeln konnte.

Ich gestehe offenherzig, daß ich mich nicht gerne an diesen Fall erinnere. So klar er mir auch anfangs erschienen war, konnte ich doch später bei der Erinnerung an ihn den Zweifeln nicht gebieten, die in meiner Seele aufstiegen.

Es lag etwas in dem Auftreten und Benehmen, in dem ganzen Wesen dieses Mannes, was mich so recht an seine Schuld nicht glauben ließ, etwas, was immer wieder Bedenken in mir wach rief.

Aber, sagte ich mir, wenn der Mann wirklich unschuldig wäre, würde der Untersuchungsrichter die Schuldlosigkeit ermittelt und festgestellt haben; es ist ja alles geschehen, eine andere Lösung des Rätsels zu suchen. Nun aber, sagte ich mir weiter, hat der Untersuchungsrichter die Überzeugung gewonnen, daß der Angeklagte das Verbrechen verübt haben muß, also sind deine Bedenken unbegründet.

Ich suchte denn auch die Geschichte zu vergessen, andere Ereignisse drängten sie mehr und mehr in den Hintergrund zurück.

Da trat eines Tages ein schlicht gekleidetes Mädchen in mein Büreau, deren bleiche, abgehärmte Wangen und umflorte Augen den tiefsten Seelenschmerz erkennen ließen.

Sie war die Braut des Kutschers Bolz, über den am nächsten Tage das Urteil gesprochen werden sollte.

Mit Thränen in den Augen beschwor sie mich, ihren Verlobten zu retten, ihm Ehre und Freiheit zurückzugeben. Es sei ganz unmöglich, daß er das Verbrechen begangen haben könne, sagte sie, mit einem feierlichen Eid wolle sie seine Unschuld bekräftigen, sie begreife nicht, wie gegen ihn dieser entsetzliche Verdacht entstanden sei.

Ich machte sie auf die Beweise aufmerksam, die gegen den Angeklagten vorlagen, auf die Widersprüche in seinen Aussagen, aber sie ließ das alles nicht gelten.

Sie wolle es mir jetzt gestehen, sagte sie, das Geld, welches Bolz für die Möbel und Haushaltungsgegenstände ausgegeben habe, rühre aus einem Lotteriegewinn her.

Diese Erklärung erfüllte mich sofort mit Argwohn gegen das Mädchen, ich sah in ihr eine wohl überlegte Lüge, welche die Geschworenen in ihrem Urteil beirren sollte. Weshalb hatte Bolz diesen Gewinn nicht erwähnt?

Das Mädchen wollte mir den Grund, der ihn davon abgehalten hatte, erklären.

Sie habe in der Hamburger Lotterie gespielt, sagte sie, und da es verboten sei, in einer auswärtigen Lotterie zu spielen, so habe Bolz befürchtet, sie könne bestraft und zur Herausgabe des Gewinnes gezwungen werden, und da der Gewinn ziemlich bedeutend gewesen war, so hatte Bolz nicht gewagt, mir oder dem Untersuchungsrichter klaren Wein einzuschenken.

Ich schüttelte den Kopf und forderte Beweise. Diese Beweise konnte mir das Mädchen nicht geben.

Sie hatte das Los von einem Kollekteur gekauft, der eines Tages in ihr Zimmer gekommen war und nebenbei mit Band, Garn und Nadeln hausierte. Dieser Kollekteur hatte ihr später auch den Gewinn gebracht. Wo der Mann wohnte und wie er hieß, wußte sie nicht; sie hatte nicht danach gefragt.

Sie spielte auch nicht weiter, nachdem sie auf das Ungesetzliche dieses Spieles aufmerksam gemacht worden war, und auf die Nummer des Loses konnte sie sich auch nicht mehr besinnen.

Es war, wie gesagt, in meinen Augen weiter nichts als ein Versuch, die Richter zu beirren, und noch dazu ein Versuch, der auf so schwachen Füßen stand, daß man kaum den Mut begreifen konnte, mit dem das Mädchen ihn wagte.

Ich sagte ihr das mit dürren Worten, sie weinte und beteuerte unter Thränen, die Wahrheit gesagt zu haben, sie beschwor mich, alles aufzubieten, um den Schuldlosen zu retten.

Ich konnte in der Sache nichts thun und riet ihr, dem Verteidiger ihres Verlobten die Mitteilungen zu machen, die sie mir gemacht habe, verschwieg ihr aber dabei nicht, daß ich gar keine Hoffnung hege, der Advokat werde das Märchen für Wahrheit halten.

Sie verließ mich in einer Stimmung, die mir ernste Besorgnisse einflößte, und dennoch zürnte ich ihr, weil ich ihr den Vorwurf machte, sie habe mich mit einer schlau ersonnenen Lüge betrügen wollen.

Wie ich erwartete, so kam es. Der Anklageakt bewies die Schuld des Angeklagten so klar und unzweifelhaft, daß schon von vornherein die Geschworenen sich eine feste Ansicht bilden konnten, der Staatsanwalt begründete die Anklage so scharf und schlagend, daß auch die letzten Zweifel schwinden mußten, und unter den Zeugen war nicht einer, der etwas vorbrachte, was zu Gunsten des Angeklagten gedeutet werden konnte.

Das Zeugnis, daß er einen soliden nüchternen Lebenswandel geführt hatte, wollte wenig bedeuten, er war ja der Erste nicht, den das plötzliche Erwachen einer unseligen Leidenschaft zu einem Verbrechen verleitet hatte, es stand schon mancher vor den Schranken des Gerichts, der bis

zum Tage der Anklage Achtung und Ansehen genossen hatte.

Es gab unter den Zeugen einige, die ganz entschieden gegen ihn zeugten, ohne daß sie es wollten. Es waren Aussagen, die unter anderen Verhältnissen und an einem anderen Ort keinen Wert gehabt hätten, nun aber schwer in die Wagschale fielen, weil sie die Beweiskette schließen halfen und fehlende Glieder ergänzten.

Wahrhaft vernichtend war nach dem Schluß des Zeugenverhörs die Rede des Staatsanwalts, sie stellte die Schuld außer allen Zweifel.

Der Verteidiger bemühte sich in anerkennenswerter Weise, die von der Anklage vorgelegten Beweise zu entkräften und umzustoßen, es gelang ihm nicht.

Die Geschworenen erklärten den Angeklagten schuldig, den Gutsbesitzer Wachtmann getötet und beraubt zu haben, verneinten aber die Frage, ob der Mord mit Überlegung geschehen sei.

Das Urteil lautete auf eine Zuchthausstrafe von fünfzehn Jahren und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf dieselbe Dauer.

Es war, wie gesagt, ganz so gekommen, wie ich es erwartet hatte.

Frau Wachtmann war bei den Verhandlungen zugegen gewesen, sie kam am Abend dieses Tages zu mir und legte beim Abschied ein Packetchen Banknoten auf meinen Schreibtisch.

Es war die mir versprochene Prämie, sie betrug fünfhundert Thaler.

Ich empfand keine Freude beim Anblick dieses Geldes, ich glaubte eine innere Stimme zu hören, die mir zu-

flüsterte, ich habe es nicht verdient, es sei der Sündenlohn dafür, daß ich einen Menschen unglücklich gemacht habe.

Ich wollte dieser Stimme Schweigen gebieten — es gelang mir nicht.

Bolz hatte gegen das Urteil die Nichtigkeitsbeschwerde eingereicht, noch einmal besuchte mich seine Braut, um mir ihre früheren Aussagen zu wiederholen und abermals die Schuldlosigkeit ihres Verlobten zu beteuern.

Ihre Worte waren für mich Vorwürfe, ich fühlte das.

So verstrichen einige Wochen, als eines Tages ein mir bekannter Juwelier mich bitten ließ, ihn zu besuchen.

Ihm waren verschiedene Schmucksachen angeboten worden, aber er wagte nicht, sie zu kaufen, weil die Person des Verkäufers ihm kein Vertrauen einflößte.

Unter diesen Gegenständen befand sich ein Ring, der sofort meine Aufmerksamkeit fesselte.

Es war ein massiver, schwerer Siegelring mit rotem Stein, in den Stein war ein Wappen eingravirt. Dieser Ring mußte mir früher einmal beschrieben worden sein, denn ohne mich erinnern zu können, ihn je gesehen zu haben, erkannte ich ihn augenblicklich. Das Schild des Wappens zeigte ein Horn, über demselben das Wort: „Fidelitas“.

Und während ich den Ring betrachtete, erinnerte ich mich plötzlich des Kutschers Bolz.

Ja, es war richtig, Frau Wachtmann hatte mir den Ring beschrieben, es war der Ring ihres ermordeten Mannes.

Jetzt mußte ich endlich die volle Wahrheit erhalten.

„Wer hat Ihnen den Ring angeboten?“ fragte ich, gewaltsam meine Erregung bemeisternd.

„Ein Mann, dessen äußere Erscheinung mich vermuten ließ, daß er ihn nicht auf ehrlichem Wege erworben haben

könne," entgegnete der Juwelier. „Ich habe Mangel an Zeit vorgeschützt und ihn ersucht, am Abend wieder zu kommen, bis dahin wolle ich die Sachen taxieren, und alsdann das Geschäft mit ihm abschließen."

„Und glauben Sie, daß er wieder kommen wird, daß er keinen Verdacht geschöpft hat?"

„Wäre das letztere der Fall, so würde er die Wertsachen nicht zurückgelassen haben."

Gegen diese Vermutung ließ sich nichts einwenden; ich trat in das Kabinett, welches neben dem Laden lag, und wartete.

Der Abend war noch nicht angebrochen, als der Verkäufer der Schmucksachen erschien, ich erkannte ihn gleich, er war einer unserer raffiniertesten Hehler, dem man selten etwas anhaben und beweisen konnte, weil er das Gesetz stets in der schlauesten Weise zu umgehen wußte.

Diesmal kam er nicht so leichten Kaufs davon. Meine Erklärung, daß der Ring von einem Raubmorde herrühre, schüchterte ihn ein, sie ließ ihn erkennen, daß es für ihn das ratsamste war, bei der Wahrheit zu bleiben.

Er hatte den Ring einige Tage vorher von einem Menschen gekauft, der mir ebenfalls als oftmals bestrafter Verbrecher bekannt war, und es galt nun, dieses Menschen habhaft zu werden.

Ich bot sofort alle meine Leute auf; sie mußten alle Schlupfwinkel durchsuchen, aber erst nach mehreren Tagen gelang es mir, mich des Burschen zu bemächtigen.

Er leugnete natürlich alles, er wollte den Ring nie besessen haben, und als der Diebshehler ihm gegenüber gestellt wurde, sagte er ihm frech ins Gesicht, es sei eine Lüge, daß er ihm den Ring verkauft haben solle.

Er wurde in Haft gebracht, man fand bei ihm eine namhafte Summe in Banknoten, Gold und Wertpapieren, ferner ein Billet zur Überfahrt nach New-York und verschiedene sehr wertvolle Pretiosen, über deren Erwerb er sich nicht anders ausweisen konnte, als daß er sie gefunden haben wollte.

Er leugnete in allen Verhören und trotz der genauesten Nachforschungen konnte man ihm nichts beweisen.

Da wurde ein anderer Verbrecher bei einem Einbruch auf frischer That ertappt und verhaftet.

Dieser Einbruch war, wie aus der Untersuchung hervorging, längst vorbereitet gewesen, und es ließ sich vermuten, daß der Besitzer des Ringes, der mit dem verhafteten Einbrecher befreundet war, darum gewußt hatte.

Nun gebrauchten wir die List, dem letzteren zu sagen, der erstere habe den Einbruch verraten, um für sich selbst Milderung der Strafe zu erlangen, und so plump am Ende die Falle auch war, sie that ihre Wirkung, der Verhaftete ging hinein.

Die Rückwirkung blieb nicht aus. Die Wut über diesen vermeintlichen Verrat riß den Einbrecher hin, ein offenes Geständnis abzulegen, und jetzt endlich, an demselben Tage, an welchem die Nichtigkeitsbeschwerde des Kutschers Bolz als unbegründet zurückgewiesen wurde, sollte die Unschuld dieses Mannes ans Licht kommen.

Die beiden gefangenen Verbrecher hatten den Gutsbesitzer Wachtmann zur Nachtzeit in einer abgelegenen Gasse angetroffen, niedergeschlagen, ermordet und beraubt und darauf die Leiche in den Fluß geworfen, und nach diesem Geständnis gewannen alle Scheinbeweise gegen Bolz ein anderes Ansehen.

Bolz war eine schlichte harmlose Natur, die durch

die schwere Anklage verwirrt sich in Widersprüche verwickelte, ohne es zu wissen oder zu ahnen. Daß er von dem Lotteriegewinn nicht hatte sprechen wollen aus Furcht, das Geld zu verlieren, erschien nun auch begreiflich, überdies fand sich nun auch der von der Braut des Verurteilten unermüdlich gesuchte Kollekteur, der die Angaben des Mädchens bestätigte.

Es wurde eben alles jetzt auf einmal klar, nur Eins wurde niemals aufgeklärt, weshalb Wachtmann an der Straßenecke ausgestiegen war und was ihn in die entlegene Gasse geführt hatte.

Die Braut des Verurteilten weinte Freudenthränen, als ich ihr die frohe Botschaft brachte, sie konnte es kaum erwarten, bis Bolz in Freiheit gesetzt wurde.

Um dem Gesetz zu genügen, mußte Bolz noch einmal vor die Geschworenen gestellt werden, die ihn jetzt natürlich freisprachen, während die wirklichen Thäter zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt wurden.

Frau Wachtmann schenkte der Braut eine namhafte Summe zur Aussteuer, der ich die früher erhaltene und nicht verdiente Prämie hinzufügte, wodurch Bolz in den Stand gesetzt wurde, ein Pferd und eine Droschke zu kaufen.

Heute ist er ein geachteter und angesehener Bürger, und wie seltsam es auch klingen mag, ich, dem er die bittersten und qualvollsten Stunden seines Lebens verdankt, bin ein täglicher Gast in seinem Hause.

Daß ich damals den ersten Verdacht auf ihn warf, hat er vergessen, aber er vergißt mir nicht, daß ich später dazu beitrug, ihm Ehre und Freiheit zu retten.

Der Siegelring.

In keinem Jahre vorher war die Badesaison so glänzend gewesen. Aus aller Herren Länder hatten die Gäste sich eingefunden und man sah unter ihnen die Blüte des Adels, die Fürsten der Börse und die berühmtesten Künstler und Schriftsteller. Auch nahmen mehrere gekrönte Häupter in dieser Saison einen vorübergehenden Aufenthalt, und die Festlichkeiten, die ihnen zu Ehren veranstaltet wurden, trugen wesentlich zur Erhöhung des Glanzes bei. Nie vorher hatten die Spielbank, die Gastwirte und die Brunnenverwaltung so gute Geschäfte gemacht, aber auch nie vorher waren so viele Diebstähle und Betrügereien bei der landesherrlichen Behörde zur Anzeige gekommen, wie in dieser Saison.

Die Pariser Demi-monde mit ihren blühenden und verblühten Schönheiten, ihren Glücksrittern und fraglichen Existenzen, die steifen, eckigen Söhne und die schönen, schweigsamen Töchter Albions, der geldstolze Russe und der ritterlich galante Pole spielten in den verschiedenen Kreisen der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft die Hauptrollen.

Die Elite des deutschen Adels bildete ihren eigenen Zirkel und in diesem Zirkel gab der Herzog von Chateauneuf den Ton an.

Der Herzog war noch jung, vielleicht fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, aber seine gediegenen Kenntnisse, seine Liebenswürdigkeit, sein ritterliches Wesen, sein würdevolles, imponierendes Auftreten und sein stets schlagfertiger Witz gewannen ihm nicht nur die Herzen aller, die mit ihm in Berührung kamen, sie erhoben ihn auch rasch zum Haupte eines Zirkels, in welchem nur der Grundsatz herrschte, das Leben zu genießen.

Der Herzog arrangierte alle Landpartien und Soireen, er scheute weder Kosten noch Mühe, wenn es galt, irgend jemandem eine Gefälligkeit zu erzeigen, er erzählte im engeren Kreise pikante Historien aus der Geschichte des französischen Hofes und er verstand meisterhaft die Kunst, den Damen zu schmeicheln. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß der Herzog gar bald der Mann des Tages war, und wenn er auch von Zeit zu Zeit durch den Besuch eines königlichen oder fürstlichen Hofes einigermaßen vernachlässigt wurde, so war dies doch nur vorübergehend und nach dem Erlöschen jener Sterne strahlte der des Herzogs desto heller und glänzender. Und dieser Strahlenglanz erreichte seinen Höhepunkt, als der Herzog von Chateauneuf sich mit der schönen und unermeßlich reichen Komtesse Therese von Benoni verlobte. Diese Verlobung bildete mehrere Tage hindurch das ausschließliche Thema der Unterhaltung. Man beneidete beide, den Bräutigam und die Braut, denn beide zählten zu den ältesten und berühmtesten Adelsfamilien, besaßen einen unermeßlichen Reichtum, bei beiden vereinte körperliche Schönheit sich mit Vorzügen des Geistes und des Herzens zu einem harmonischen Ganzen.

Der Herzog von Chateauneuf zog nach dieser Verlobung sich keineswegs aus der Gesellschaft zurück, um

ganz seiner Braut und deren Familie zu leben, er blieb nach wie vor der Held des Tages, nur mit dem Unterschiede, daß er sich jetzt weniger den Damen widmete und seine Braut ihn stets begleitete. Auffallend aber war es, daß der Herzog den Adel Frankreichs und überhaupt die Kreise, in welchen die französischen Badegäste sich eingebürgert hatten, so viel als nur möglich vermied; indes man ließ seine Entschuldigung, daß er sich mit dem frivolen Leichtsinn und der oberflächlichen Anschauungsweise seiner Landsleute nicht befreunden könne, gelten, um so mehr, als die Mehrzahl der anwesenden Franzosen zur Demi-monde zählte und man voraussetzen durfte, daß der Herzog von Chateauneuf sich in diesen Kreisen nicht heimisch fühlen werde. Er wohnte im Russischen Hofe; zu einer Privatwohnung, deren ihm verschiedene angeboten wurden, konnte er sich nicht entschließen.

Es war kurz nach der Verlobung, als sein Kammerdiener ihm eines Morgens beim Frühstück meldete, daß in der verwichenen Nacht ein bedeutender Diebstahl in dem Hotel verübt worden sei und der Wirt bereits zur Polizeibehörde geschickt habe, um augenblicklich Nachforschungen anstellen zu lassen.

„Ah, er wird doch nicht vermuten, daß einer seiner Gäste der Dieb sei?“ erwiderte der Herzog im Tone kalter Gleichgültigkeit, während er eine Zigarre anzündete. „Mir scheint, der Mann geht da sehr voreilig zu Werke, polizeiliche Nachforschungen in seinem Hotel werden zur Folge haben, daß man sich der Möglichkeit einer Wiederholung dieser Haussuchung entzieht.“

„Befehlen Durchlaucht, daß ich die Koffer packe?“ fragte der Kammerdiener.

„Nein, laß das vorläufig, ich hoffe, man wird meinen Rang berücksichtigen."

Das letzte Wort war kaum den Lippen des Herzogs entflohen, als ein zweiter Diener den Wirt anmeldete, der mit Seiner Durchlaucht in einer höchst wichtigen und dringenden Angelegenheit zu reden wünsche.

Der Herzog gewährte den Wunsch, und der Wirt trat unter unzähligen Verbeugungen schüchtern, aber doch mit unverkennbaren Zeichen einer gewaltigen Aufregung in das elegante Kabinett.

„Durchlaucht werden entschuldigen," nahm er das Wort, „in verwichener Nacht —"

„Ich weiß, es soll ein bedeutender Diebstahl verübt worden sein," unterbrach der Herzog ihn gleichmütig.

„Ein sehr bedeutender," fuhr der Wirt fort. „Man hat das Schmuckkästchen der russischen Gräfin von Kleinmichel vollständig geplündert und außerdem der Gräfin Benoni ein kostbares Brillantbracelet gestohlen."

„Ah, auch der Gräfin Benoni?" fragte der Herzog lächelnd. „Nun? Was weiter?"

„Das Renommé meines Gasthofes steht auf dem Spiel, gelingt es mir nicht, den Dieb zu entdecken und die geraubten Schmucksachen wieder zur Stelle zu schaffen, so —"

„Lieber Herr, wenn Sie Ihre Nachforschungen durch Vermittlung der Polizeibehörde anstellen, wenn Sie den Polizeibeamten erlauben, ihre Nase in jedes Zimmer Ihres Hotels zu stecken, so ist der Ruf Ihres Hotels für immer verloren, gleichviel, ob Sie die Schmucksachen finden, oder nicht," unterbrach der Herzog ihn mit kalter Ruhe. „Die Gräfin Benoni wird sich über den Verlust des Bracelets

trösten, ich vermag die Notwendigkeit einer polizeilichen Haussuchung nicht einzusehen."

„Aber die Schmucksachen der Frau Gräfin Kleinmichel repräsentieren einen Wert von einer halben Million Gulden", jammerte der Wirt, „auch habe ich bereits zur Behörde geschickt —"

„Aber, lieber Mann, weshalb wünschen Sie denn meinen Rat zu hören?" erwiderte der Herzog ungeduldig, während er sich von seinem Fauteuil erhob und vor den Spiegel trat. „Glauben Sie auch meine Apartements untersuchen zu müssen, so erlauben Sie wenigstens, daß ich mich zuvor entferne, in diesem Falle bitte ich Sie, mir unverzüglich Ihre Rechnung bis zu diesem Augenblick präsentieren zu lassen."

Bestürzung und Verlegenheit spiegelten sich in den Zügen des Gastwirts, der auf einen solchen Ausgang der erbetenen Audienz nicht vorbereitet zu sein schien. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich Eurer Durchlaucht in irgend einer Weise zu nahe getreten bin," sagte er nach einer kurzen Pause, „der Gedanke, daß die Behörde auch Ihren Apartements einen Besuch abstatten müsse, hat mir bisher fern gelegen und ich würde weit eher mich zum vollen Ersatz des geraubten Gutes verpflichten, denn eine solche Verletzung —"

„Lieber Mann, entweder — oder!" fiel der Herzog ihm mit eisiger Kälte ins Wort. „Verlangen Sie die Haussuchung, so ist die Behörde verpflichtet, in jeden Raum Ihres Hotels die Nase zu stecken. Das zu verlangen, sind nicht allein Ihre übrigen Gäste berechtigt, auch das Gesetz verbietet, hier eine Ausnahme zu machen. Wie aber war es möglich, daß aus den jedenfalls verschlossenen

Schlafgemächern der beiden Damen diese wertvollen Schmucksachen entwendet werden konnten?“

Der Wirt zuckte die Achseln. „Das, Euer Durchlaucht, ist ein Rätsel, welches ich nicht zu lösen vermag, und diese Lösung wird außerdem durch einen anderen Umstand ganz bedeutend erschwert. Der Oberkellner hat erklärt, er habe gesehen, daß kurz nach Mitternacht ein Herr aus dem Schlafgemach der Gräfin Kleinmichel gekommen und gleich darauf in den Apartements Eurer Durchlaucht verschwunden sei. Wie Euer Durchlaucht vielleicht wissen, liegt das Schlafgemach der Frau Gräfin kaum zwanzig Schritte von diesem Zimmer entfernt und der betreffende Herr legte diese kurze Strecke mit solcher Eile zurück, daß es dem Kellner unmöglich war —“

„Mort de ma vie!“ rief der Herzog entrüstet. „Sie sagen, jener Herr sei in meinen Apartements verschwunden? Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß nur mein vertrauter Kammerdiener einen Schlüssel zu meinen Apartements besitzt und daß ich, bevor ich zur Ruhe gehe, jede Thüre sorgfältig schließe, mithin könnte nur mein Kammerdiener oder ich die betreffende Person gewesen sein. Ich muß Sie dringend ersuchen, mein Herr, die Erklärung Ihres Oberkellners für das zu halten, was sie in Wirklichkeit ist, für ein Hirngespinst, dessen Ursache man vielleicht in nervöser Aufregung suchen muß. Handeln Sie nach Ihrem Gutdünken, aber vergessen Sie nicht, was Sie dem Range Ihrer Gäste schuldig sind.“

Eine kurze, gebieterische Handbewegung bedeutete den Wirt, daß die Unterredung beendet sei und der Herzog keine Lust habe, sich in weitere Erörterungen einzulassen; demzufolge verließ der Gastwirt, nachdem er zuvor noch-

mals um Entschuldigung gebeten hatte, unter abermaligen, unzähligen Verbeugungen das Zimmer.

Ihm war der Vorfall weit unangenehmer, als dem Herzog, denn sein Interesse forderte, daß er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die gestohlenen Schmucksachen wieder herbeizuschaffen suchte und daneben das Zartgefühl seiner hohen Gäste in einer Weise berücksichtigte, die seine Nachforschungen ungemein erschweren mußten.

Er teilte dem Polizeibeamten seine Bedenken und Befürchtungen mit und verzichtete, als der Beamte erklärte, daß er eine Ausnahme nicht machen dürfe, auf die Haussuchung. Er setzte für die Entdeckung des Diebes eine namhafte Belohnung aus und beauftragte außerdem einen sehr geschickten Polizeiagenten, dieser Angelegenheit seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

Dem Herzog schien dieser Vorfall ebenfalls Verdruß zu bereiten. Er ließ seinem Kammerdiener gegenüber die Bemerkung fallen, daß er unter den eingetretenen Verhältnissen seinen Aufenthalt in diesem Gasthofe so viel wie möglich abkürzen werde, und der Kammerdiener beeilte sich, die Vorbereitungen zur baldigen Abreise in solch' ostensibler Weise zu treffen, daß dem Wirt die Ungnade seines hohen Gastes kein Geheimnis bleiben konnte.

In der Nacht, welche diesem Tage folgte, wurde nicht allein ein englischer Lord, sondern auch der Herzog selbst beraubt, und diesmal schien der verwegene Dieb nicht nur auf die Schmucksachen der hohen Herrschaften, sondern auch auf ihre Reisekassen gefahndet zu haben. Die Kassette des englischen Lords, welche ungefähr fünfzehnhundert Pfund Sterling in Banknoten und Gold enthielt, und ein Schmuckkästchen des Herzogs, in welchem dieser seine Orden, seine

Ringe und Pretiosen aufbewahrte, waren vollständig geplündert. Die gefährliche Verwegenheit des Diebes erhellte daraus, daß nicht allein die beiden Kassetten dicht neben den Betten der Bestohlenen standen, sondern auch die Schlösser dieser Kassetten Meisterwerke der Mechanik waren, welche der Dieb gleichwohl geräuschlos und ohne an denselben irgend etwas zu verletzen, geöffnet hatte.

Jetzt drang der Herzog selbst auf die genaueste Haussuchung und er leitete sie in eigener Person, ohne indes den leisesten Anhaltspunkt zur Entdeckung des Diebes oder des gestohlenen Gutes zu finden.

Der Besitzer des Hotels war in Verzweiflung und nur seine Erklärung, daß er von jetzt an bis zum Schluß der Saison auf jeden Korridor eine Wache stellen werde, konnte seine hohen Gäste bewegen, vorläufig unter seinem Dache zu bleiben.

In der ganzen Stadt sprach man jetzt nur über den verwegenen Diebstahl im Russischen Hofe, alle anderen Angelegenheiten traten vor dieser Tagesfrage in den Hintergrund, sie bildete das ausschließliche Thema der Unterhaltung in allen Kreisen. Aber trotz der Belohnung, welche der Wirt ausgesetzt hatte, trotz der Annoncen in allen gelesenen Zeitungen, trotz der eifrigsten Nachforschungen der Polizeibehörde, gelang es nicht, den Dieb oder auch nur eine Spur von dem geraubten Gut zu entdecken.

Kurz darauf reiste der Herzog von Chateauneuf ab. Er wollte in seinem Schlosse, welches im südlichen Frankreich lag, die nötigen Vorbereitungen zu dem nahe bevorstehenden Einzuge der jungen, schönen Herzogin treffen, binnen spätestens vierzehn Tagen zurückkehren und alsdann

den Grafen und die Komtesse Benoni auf ihre Besitzungen in Tirol begleiten, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte. Das Gepäck und die Diener des Herzogs blieben in dem Badeorte zurück, nur der Kammerdiener, der Vertraute des erlauchten Herrn, begleitete ihn.

Bald nach der Abreise des Herzogs traf der Polizeiminister in Begleitung einiger hohen Beamten ein. Er kam nicht in seiner amtlichen Eigenschaft, sondern in der eines Gastes, und als Gast wurde er auch sofort in den höheren Zirkeln eingeführt und aufgenommen. Aber es war dennoch ein öffentliches Geheimnis, daß der Polizeiminister nur durch die verwegenen Diebstähle im Russischen Hofe zu einem kurzen Aufenthalte in dem Badeorte veranlaßt wurde, und daß die ihn begleitenden Beamten, die fast täglich mit dem Gastwirt und dem Dienstpersonal Konferenzen hatten, im stillen die genauesten Nachforschungen anstellten. Zwei Beamte reisten schon am nächsten Tage wieder ab, und das Gerücht wollte wissen, daß die beiden in London oder Paris die gestohlenen Edelsteine zu finden hofften. Die anderen Beamten blieben, und man begegnete ihnen überall, in den Spiel- und Konzertsälen, auf der Promenade, am Brunnen und in den Gasthöfen. Aber auch diesen Herren schien die Lösung des Rätsels zu schwer zu fallen, denn der Besitzer des Russischen Hofes, der bei ihrer Ankunft die Überzeugung ausgesprochen hatte, daß er jetzt zuversichtlich auf die baldige Entdeckung des Diebes rechnen dürfe, gab schon nach acht Tagen zu, daß auch diesmal allen Anzeichen nach seine Hoffnung eine vergebliche gewesen sei.

Die Komtesse Benoni empfing inzwischen von ihrem Bräutigam die erfreulichsten Nachrichten. Er hatte sich in

Paris einige Tage aufgehalten und dort für die nächste Wintersaison ein elegantes Hotel gemietet, war darauf zum Süden gereist und wohlbehalten in seinem Schlosse angekommen, von wo er so bald wie möglich zurückkehren wollte. Der zweite Brief enthielt eine Beschreibung der Anordnungen, welche der Herzog für den festlichen Empfang seiner erlauchten Gattin getroffen hatte, sowie eingehende Bemerkungen über die innere Einrichtung des Schlosses. Wegen der ihm im Russischen Hofe entwendeten Pretiosen möge man den Dieb nicht weiter verfolgen, schrieb er am Schlusse des Briefes, er habe sie durch Ankäufe in Paris bereits ersetzt. Der dritte Brief zeigte die kurz bevorstehende Rückkehr des Herzogs an. Gleichzeitig enthielt derselbe die Nachricht, daß der vertraute Kammerdiener des Herzogs seit einigen Tagen vermißt werde und nach allen Anzeichen in dem nahebei gelegenen Walde ermordet worden sei. Er hatte am Abend den Herzog auf einem Spaziergange begleitet und war nach Beendigung desselben zum Förster gegangen, um demselben einen Auftrag seines Herrn zu bringen. Der Förster, der fast im Mittelpunkte des sehr umfangreichen Waldes wohnte, hatte erklärt, der Kammerdiener sei nach einem Aufenthalt von kaum zehn Minuten wieder fortgegangen. Seitdem aber hatte man denselben nicht wieder gesehen, auch nicht seine Leiche, noch überhaupt irgend eine Spur, aus der man auf ein Verbrechen schließen konnte, gefunden, und der Herzog bedauerte den Verlust dieses Mannes um so mehr, weil derselbe stets ein treuer, redlicher und verschwiegener Diener war.

Die Komtesse fand den Inhalt dieses Briefes so interessant, daß sie glaubte, denselben ihrem Vater und

ihren Freundinnen nicht vorenthalten zu dürfen. Am Abend dieses Tages bildete jenes Ereignis das Thema der Unterhaltung, und zumeist schien dasselbe den Polizeiminister zu interessieren, denn er wollte nicht nur die genauesten Details wissen, er bat sogar die Komtesse, ihn einen einzigen kurzen Blick in den Brief ihres erlauchten Bräutigams werfen zu lassen.

„Das ist zu viel verlangt," erwiderte die Komtesse mit komischem Ernst. „Der Brief eines Bräutigams birgt stets süße Herzensgeheimnisse, in die kein fremdes Auge blicken darf. Aber ich will Ihnen den betreffenden Abschnitt vorlesen, Excellenz, und ich hoffe, Sie werden mir das Zutrauen schenken —"

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," flüsterte der Minister, während er die kleine, weiße Hand der Komtesse an seine Lippen drückte, „ich habe in der That nicht daran gedacht, daß der Brief Ihres erlauchten Bräutigams Herzensgeheimnisse bergen müsse."

„Gewiß nicht?" fuhr die Komtesse lächelnd fort. „Ah, Excellenz scheinen über dem Studium der Kriminalgesetze den eigenen Lebensfrühling vergessen zu haben. Aber hören Sie."

Der Polizeiminister schüttelte das Haupt, als die junge Dame ihm den betreffenden Abschnitt vorgelesen hatte, er war jetzt nicht klüger, wie zuvor, da die Einzelheiten, die hauptsächlich ihn interessierten, gänzlich fehlten.

„Mir scheint, die französische Behörde betrachtet das geheimnisvolle Verschwinden eines Menschen als Bagatelle," sagte er, „in unserem Staate würde man schon nach vierundzwanzig Stunden über das Schicksal des Vermißten Gewißheit erhalten haben."

„Glauben Sie?“ erwiderte die Komtesse. „Wie viele Tage mögen jetzt schon seit dem geheimnisvollen Diebstahl im Russischen Hofe verstrichen sein? — Ah, sehen Sie, da habe ich Sie gefangen!“

„Ich leugne diese Gefangenschaft, erlauchtes Fräulein,“ erwiderte der Minister, seine Verlegenheit hinter einem diplomatischen Lächeln verbergend. „Parole d'honneur, daß binnen vierzehn Tagen die Sache aufgeklärt ist.“

Befürchtete er, schon zu viel verraten zu haben, oder fühlte er sich durch die etwas schnippische Antwort der Komtesse beleidigt, genug, er verabschiedete sich kurz darauf, ohne das Erstaunen und die Neugierde, welche seine Worte wachgerufen hatten, zu befriedigen.

Eine halbe Stunde später brachte ein Diener des Polizeiministers eine versiegelte Depesche ins Telegraphenbüreau. Diese Depesche war an den französischen Polizeiminister adressiert, sie trug die Aufschrift: „Staatsangelegenheit.“

Den Herzog von Chateauneuf schien es unangenehm zu berühren, als er bei seiner Rückkunft dem Polizeiminister im Salon des Grafen Benoni begegnete, und es war in der That keineswegs mit Annehmlichkeiten für ihn verknüpft, daß er allabendlich den Minister in diesem Zirkel fand, denn die Excellenz erlaubte sich sehr oft, Ansichten und Meinungen geltend zu machen, die mit dem Urteil und den Anschauungen der Durchlaucht nicht harmonierten, und in solchen Fällen pflegte der Minister so hartnäckig seine Meinungen zu behaupten, daß der Herzog schließlich ohne Rückhalt erklärte, er werde sich ferner nicht mehr um die Urteile der Excellenz kümmern. Zudem erlaubte der Polizeiminister sich häufig, das Thema der Unterhaltung

auf den vermißten Kammerdiener des Herzogs zu lenken, und gerade dieses Thema schien in der Seele der Durchlaucht Erinnerungen zu wecken, die ihm sehr unangenehm waren. Er hatte das auch der Excellenz erklärt und gebeten, den traurigen Vorfall ruhen zu lassen, bis es der Vorsehung gefalle, den Schleier zu lüften, der jetzt noch das Geheimnis umhülle, nichtsdestoweniger kam der Minister fast an jedem Abend darauf zurück. Vielleicht, oder höchst wahrscheinlich, bewog dies den Herzog von Chateauneuf, auf Beschleunigung der Abreise zu dringen, und die Komtesse befürwortete bei dem Vater den Wunsch ihres Bräutigams. Der Graf Benoni hatte sich schon längst nach seinem schönen Tirol heimgesehnt, er gewährte augenblicklich den Wunsch des erlauchten Schwiegersohnes und überließ es dem letzteren, den Tag der Abreise festzustellen. Am Vorabend der Abreise sollte bei dem Grafen eine Abschiedsfeier stattfinden, zu der alle, welche mit dem Herzog oder mit dem Grafen in nähere Berührung gekommen waren, eingeladen wurden.

Der Polizeiminister stand eben in Begriff, in den Wagen zu steigen, um ins Hotel des Grafen zu fahren, als einer der Beamten, die ihn ins Bad begleitet hatten, mit unverkennbaren Zeichen fieberhafter Hast sich ihm näherte.

„Zwei Briefe, Excellenz,“ sagte er, während er dem Minister die beiden Schreiben überreichte, „hoffentlich werden dieselben die gewünschten Aufschlüsse enthalten.“

Über die ruhigen, kalten Züge der Excellenz glitt ein kaum merkbares Lächeln.

„Wenn ich mir erlauben dürfte, Eurer Excellenz unterthänigst einen Rat zu erteilen,“ fuhr der Beamte fort, „so —“

„Gewiß, insofern derselbe auf diese Angelegenheit Bezug hat,“ unterbrach der Minister ihn, „alle anderen Sachen bitte ich bis morgen ruhen zu lassen.“

„Es ist weniger ein Rat, als eine interessante Enthüllung,“ erwiderte der Beamte, „und diese Enthüllung bezieht sich auf den kostbaren Siegelring des Herzogs von Chateauneuf.“

„Ah —“, sagte der Minister, sichtbar überrascht, „steigen Sie ein, ich werde den Kutscher anweisen, einen kleinen Umweg zu machen.“

Nie vorher war der Polizeiminister in dem gewählten Zirkel des Grafen Benoni so dreist und zuversichtlich aufgetreten, wie er es an diesem Abend that. Auch hätte ein scharfer Beobachter sofort entdeckt, daß die Excellenz den Herzog von Chateauneuf unausgesetzt verstohlen beobachtete und daß ihr Blick sehr oft auf dem kostbaren Siegelring ruhte, den die Durchlaucht am Zeigefinger trug.

Die Tafel war aufgehoben, der Polizeiminister brachte einen Toast aus auf dem Grafen und die Komtesse Benoni, erwähnte aber zum Erstaunen aller Anwesenden in demselben weder den Herzog von Chateauneuf, noch die bevorstehende Hochzeit der Komtesse.

Der Herzog von Chateauneuf rächte sich dafür durch einen Toast auf den Polizeiminister, in welchem er die Tugenden, den Charakter und die Liebenswürdigkeit der Excellenz mit einer solchen Überschwänglichkeit lobte, daß niemandem die Ironie in diesem Lobe verborgen bleiben konnte.

Nur der Minister schien diese Ironie nicht zu entdecken, kein Zug in seinem Antlitz verriet, daß er sich durch den Toast verletzt oder beleidigt fühlte.

„Durchlaucht haben mir eine Ehre erwiesen, deren ich mich später noch oft erinnern werde," erwiderte er. „Ich entsinne mich gerade in diesem Augenblicke einer kurzen Unterhaltung mit Ihnen, gnädige Komtesse, die vor etwa vierzehn Tagen stattfand. Damals teilten Sie mir mit, daß es der französischen Behörde noch nicht gelungen sei, über das Schicksal des vermißten Kammerdieners Seiner Durchlaucht Aufschluß zu erhalten und ich behauptete bei dieser Gelegenheit, in unserm Staate würde man binnen vierundzwanzig Stunden das Verbrechen, falls ein solches vorliege, entdeckt haben."

„Ach ja, ich erinnere mich," entgegnete die Komtesse. „Ich erlaubte mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der verwegene Diebstahl im Russischen Hofe mit Ihrer Behauptung nicht wohl in Einklang zu bringen sei."

„Allerdings," fuhr die Excellenz fort, ohne zu beachten, daß auf der Stirne des Herzogs die Wolken des Unmuts sich drohend zusammenzogen. „Nun aber möchte ich Ihnen, bevor Sie scheiden, den Beweis liefern, daß die Polizeiverwaltung in unserem Staate unter ihren Beamten tüchtige Kräfte zählt, und in der Überzeugung, zur Unterhaltung der Gesellschaft etwas beizutragen, werde ich mir erlauben, Ihnen eine sehr interessante Kriminalgeschichte zu erzählen. Ich weiß nicht, ob einem der Anwesenden bekannt ist, daß vor ungefähr vier Jahren in Süddeutschland ein sehr reicher Graf ermordet und beraubt wurde. Mit einer kaum glaublichen Verwegenheit war der Raubmörder in der Nacht in das Landhaus eingedrungen, man fand am anderen Morgen den Grafen mit durchschnittener Kehle vor seinem Bett, und der Mörder hatte nicht allein die sehr wertvollen Pretiosen, sondern auch

eine namhafte Summe in Banknoten und Wertpapieren sich angeeignet."

„Ja, ja, ich erinnere mich dieses Verbrechens," sagte der Graf Benoni, „das Gerücht wollte wissen, der Verbrecher habe mindestens dreimalhunderttausend Gulden gefunden und mitgenommen."

„So sagt man, und ich glaube, daß dieses Gerücht auf Wahrheit beruhte," erwiderte die Excellenz. „Das Dienstpersonal hatte in jener Nacht nicht das leiseste Geräusch vernommen, in dem Zimmer des Ermordeten fand man nichts, was einen Anhaltspunkt zur Verfolgung des Mörders geben konnte, und es gelang den eifrigsten Nachforschungen der Polizei nicht, den Verbrecher zu entdecken. Eine Beschreibung der Pretiosen des Grafen, sowie das leider sehr lückenhafte Verzeichnis der geraubten Wertpapiere wurden allen Polizeiverwaltungen Deutschlands eingesandt. Die Familie des Ermordeten setzte einen enormen Preis auf den Kopf des Verbrechers, tüchtige Agenten nahmen sich mit unermüdlicher Ausdauer der Sache an — alles umsonst. Der Mörder hatte inzwischen Mittel und Wege gefunden, nach Amerika zu entkommen. Was er dort gethan hat und unter welchem Namen er dort aufgetreten ist, darüber ist das Gericht noch im Unklaren; so viel steht fest, daß er vor einem halben Jahre aus Amerika zurückkehrte. Niemand ahnte, daß der reiche, angesehene Herr, der einen hohen Titel führte und dessen Brust mit Orden geschmückt war, ein Verbrecher, ja ein Raubmörder sein könne. Alle Kreise standen ihm offen, in den höchsten Zirkeln der Gesellschaft fühlte man sich durch seine Anwesenheit geehrt und er spielte seine Rolle so meisterhaft, daß auch nicht der leiseste Argwohn erwachen

konnte. Bei einer solchen Lebensweise mußten die Mittel, die ihm jener Raubmord geliefert hatte, bald erschöpft sein, aber er wußte sie durch neue Verbrechen zu ersetzen, durch Verbrechen, die nicht minder kühn und verwegen ausgeführt wurden, wie das erste. Der Herr mit dem glänzenden Titel und den zahlreichen Orden, der am Tage die Rolle eines Fürsten so meisterhaft spielte, sank in der Nacht wieder zum gemeinen Dieb herunter, und vorzüglich wählte er die Gasthöfe, in denen er logierte, zum Schauplatz seiner Thätigkeit. Die Edelsteine und Schmucksachen wurden in Paris verkauft, nachdem man vorher das Metall eingeschmolzen und die Edelsteine aus ihren Fassungen herausgebrochen hatte.“

„Das ist ja fürchterlich!“ sagte die Gräfin Kleinmichel, „ich vermute bereits, daß —“

„Ah, gnädige Frau, Seine Excellenz belieben uns ein Märchen zu erzählen,“ unterbrach der Herzog sie, von dessen Lippen das stereotype Lächeln der Ironie verschwunden war.

„Keineswegs,“ fuhr der Minister fort, während er aus seiner goldenen Tabatière eine Prise nahm, „hören Sie weiter. Der Verbrecher hielt es für ratsam, sich mit einer altadeligen Familie zu verschwägern; auf der einen Seite gewann er durch diese Heirat ein bedeutendes Vermögen, auf der anderen Seite schützte sie ihn mehr und mehr vor der Entlarvung. Es gelang ihm, Herz und Hand einer schönen, jungen und reichen Dame zu erobern; nachdem der Tag der Hochzeit festgesetzt war, kaufte er eine sehr anmutige Besitzung, auf die er sich mit seiner hohen Gemahlin zurückzuziehen gedachte. Nur einer stand ihm noch im Wege, sein Genosse auf der Bahn des Verbrechens,

der ihm seitdem noch nicht von der Seite gewichen war, und der allein die Geheimnisse und Vergangenheit des Raubmörders kannte. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, der Mohr mußte gehen. Aber freiwillig ging er nicht, und deshalb nahm der hohe Herr zu einem neuen Morde seine Zuflucht. Auf einem Spaziergange, bei welchem sein Genosse ihn begleitete, schaffte er den Letzteren beiseite, man fand die Leiche in einem Teiche und der Ausspruch der Totenschau lautete auf: Mord durch Erdrosselung. Der hohe Herr hatte durch diesen Mord nichts gewonnen, denn der Siegelring, den er trug, sollte ihn verraten. Dieser Ring war das Eigentum des ermordeten Grafen, mit anderen aus jenem Raube herrührenden Pretiosen dem Juwelier in Paris verkauft und später von dem Raubmörder selbst wieder angekauft worden."

„Erlauben Sie, Excellenz, Ihr Märchen beginnt unwahrscheinlich zu werden," fiel der Herzog dem Minister ins Wort, und in dem Tone, in welchem er dies sagte, drückte sich so viel Unruhe und Angst aus, daß die Anwesenden betroffen den hohen Gast anblickten.

Der Blick des Polizeiministers ruhte mit durchbohrender Kraft auf den bleichen Zügen des Herzogs. „Erlauben Sie, Durchlaucht, dürfte ich vielleicht für einen kurzen Augenblick um Ihren Siegelring bitten?" erwiderte er. „Ich habe ihn oft betrachtet und bewundert, aber noch nie Gelegenheit gefunden, ihn —"

„Ich wüßte nicht, weshalb dieser Ring eine so hohe Bewunderung verdient," sagte der Herzog, während er den Ring abstreifte und ihn auf den Tisch warf. „Die Fassung des grünen Steines ist plump und nur der

Diamant, den der Juwelier auf der Mitte dieses Steines angebracht hat, besitzt einigermaßen Wert."

Der Polizeiminister hatte den Ring aufgenommen. „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß dieser Ring zwei geheime Kapseln enthält," nahm er nach einer Weile das Wort, „man findet das oft bei diesen großen, massiven Ringen."

„So viel mir bekannt ist, enthält dieser Ring keine Kapseln," erwiderte der Herzog, der sich sichtbar zwang, seiner Aufregung Herr zu werden.

Der Minister schüttelte den Kopf und schob die feine Spitze seines Federmessers unter den Stein.

Seine Vermutung hatte ihn nicht getäuscht, der Stein war in zwei Hälften geteilt und jede dieser Hälften bedeckte eine Kapsel. Die Fassung war so exakt und zierlich gearbeitet, daß selbst das Auge eines Juweliers getäuscht werden konnte. Die obere Hälfte enthielt das Miniaturportrait einer jungen, hübschen Dame, in der unteren Hälfte fand man einige lichtblonde Haare.

Der Polizeiminister erhob sich, die Blicke aller Anwesenden ruhten mit dem Ausdruck fieberhafter Spannung auf ihm, jeder fühlte, daß ein erschütterndes Drama sich vorbereitete.

„Mein Herr, Sie sind verhaftet," sagte er mit kalter Ruhe, während er seine Hand auf die Schulter des erschreckt zusammenfahrenden Herzogs legte. „Ich beschuldige Sie jenes Raubmords, des Diebstahls im Russischen Hofe und der Ermordung Ihres Kammerdieners."

Das war ein Blitzstrahl, der aus heiterem Himmel plötzlich niederfuhr. Alle Anwesenden waren von ihren Sitzen aufgesprungen, die Komtesse hatte sich ihrem Bräutigam

genähert, der Graf Benoni bat seine Gäste, zu bleiben, bis dieser Irrtum aufgeklärt sei.

Auch der Herzog hatte sich erhoben, Haß und Wut loderten in seinen Augen.

„Entweder bin ich wahnsinnig, oder Sie sind reif für das Irrenhaus!“ rief er. „Sie wollen mich, den Herzog von Chateauneuf —“

„Ereifern Sie sich nicht, Bester,“ fiel der Minister ihm gelassen in's Wort, „meine Beamten warten im Vorzimmer, und es bedarf von meiner Seite nur eines Wortes, so werden dem Herzog von Chateauneuf die Handschellen angelegt. Die Beweise für Ihre Verbrechen liegen, Dank dem unermüdlichen Eifer der französischen Behörde, vollständig vor. Es ist dem Polizeiminister Frankreichs gelungen, die Ermordung Ihres Kammerdieners zu konstatieren, verschiedene Pretiosen, aus dem Diebstahl im Russischen Hofe und jenem früheren Raubmorde herrührend, bei einem ziemlich übel berüchtigten Juwelier in Paris zu finden, sowie verschiedene Briefe zu entdecken, welche Ihr Kammerdiener in Ihrem Namen an jenen Juwelier geschrieben hat. Außerdem steht es fest, daß Sie Ihre Besitzung im Süden Frankreichs erst vor einigen Monaten gekauft haben, und daß Sie vordem weder Grundbesitzer noch überhaupt Unterthan Frankreichs waren. Ob die Vermutung der französischen Behörde, daß Sie ein vor ungefähr acht Jahren entlassener Galeerensträfling seien, ebenfalls richtig ist, kann ich nicht eher bestimmen, bis ich Ihre Schultern gesehen habe, ich glaube indes, daß Sie das berüchtigte T. F. tragen. Genügen diese Beweise noch nicht, so werde ich deren noch mehrere vorlegen.“

Er hatte bei den letzten Worten die Thür des Saales

geöffnet, ein Polizei-Kommissär und mehrere Gensdarmen traten ein.

„Erstatten Sie Rapport,“ befahl der Minister dem Kommissär. „Ich beauftragte Sie heute Abend, die Effekten dieses Mannes einer gründlichen Durchsuchung zu unterwerfen und jeden, der sich dieser Durchsuchung widersetze, zu verhaften.“

„Der Befehl Eurer Excellenz ist pünktlich vollzogen,“ sagte der Beamte. „Ich richtete hauptsächlich mein Augenmerk auf die eiserne Schatulle. Nachdem es dem Schlosser gelungen war, sie zu öffnen, entdeckte ich, daß die Kassette einen doppelten Boden hat, und in dem Raume zwischen diesen Böden fand ich eine große Anzahl sehr fein und zierlich gearbeiteter Dietriche, mehrere kostbare Brillanten ohne Fassung und einige Wertpapiere, die, wenn ich nicht sehr irre, dem vor vier Jahren ermordeten Grafen geraubt wurden.“

„Gut, führen Sie den Verbrecher in's Gefängnis,“ befahl der Minister, „wünscht er einen Wagen, so dürfen Sie den Wunsch erfüllen, versucht er zu entfliehen, so legen Sie ihm sofort die Hand- und Fußschellen an. — Ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich gerade Ihre Abschiedsfeier zur Entlarvung dieses Verbrechers wählte,“ wandte der Minister sich zu dem Grafen Benoni, der die ohnmächtige Komtesse in seinen Armen hielt. „Hätte ich den Eclat vermeiden können, so würde ich das unfehlbar gethan haben. Aber ich erhielt die Aufschlüsse erst in dem Augenblick, in welchem ich in den Wagen steigen wollte, um hierher zu fahren, und die Verhaftung des Verbrechers duldete keinen Aufschub, weil derselbe morgen mit dem ersten Zuge abreisen wollte.“

Am nächsten Morgen reisten der Graf und die Komtesse Benoni ab, und fast alle Gäste, die mit dem Herzog von Chateauneuf in näherem Verkehr gestanden hatten, verließen an demselben, oder am folgenden Tage die Stadt.

Der viel beneidete und gesuchte Herzog war in der That jener entlassene Galeerensträfling, die französische Behörde reklamierte ihn als ihren Unterthan und ein Jahr später endete der Raubmörder auf dem Schaffot.

Das Gerücht wollte behaupten, die Komtesse Benoni habe sich in ein Kloster zurückgezogen, dem war aber nicht so, sie hatte allerdings diesen Entschluß gefaßt, aber die Werbung eines österreichischen Edelmannes bewog sie, ihn wieder fallen zu lassen.

Böhmische Diamanten.

Im „Hotel Royal" war eine junge Dame von imponierender, bezaubernder Schönheit abgestiegen.

Im Kreise derer, welche in diesem Gasthofe verkehrten, machte die Nachricht von solchem angenehm aufregenden Ereignis rasch die Runde und Jedermann war neugierig, die fremde Dame zu sehen.

Schon vor Beginn der table d'hôte war der Speisesaal gefüllt, die Abonnenten hatten sich heute ausnahmsweise pünktlich eingefunden, und unter ihnen zeichnete der Kommissionsrat Weber ganz besonders durch seine Neugier und Ungeduld sich aus.

Der Kommissionsrat war ein kleiner, korpulenter Herr, schon ziemlich bejahrt, Vater erwachsener Kinder und seit mehreren Jahren Witwer, aber nichtsdestoweniger noch immer ein eitler Lebemann, der in seiner Toilette, seinem Gang, seiner Haltung, kurz in seiner ganzen äußeren Erscheinung das deutliche Bestreben zeigte, so lange wie irgend möglich jugendlich zu erscheinen.

Natürlich gehörte es zu diesem Bestreben auch, den Damen den Hof zu machen, und der Herr Kommissionsrat war außerordentlich erfreut, wenn sich ihm dazu eine Gelegenheit bot.

Er war heute der Erste im Speisesaal, und gleich

einem Habicht schoß er auf den Oberkellner zu, der die Tafeldecker überwachte.

„Ist es wirklich wahr, mein bester Freund?“ fragte er atemlos. „Ist die Dame wirklich so wunderbar schön?“

Der Oberkellner lächelte, er kannte ja die Schwächen des kleinen Herrn.

„Ich habe eine solche Schönheit noch nicht gesehen“, erwiderte er.

„Wirklich? Groß — schlank — schwarze Augen, wie? Oder brünett mit blauen Augen und —“

„Mein lieber Herr Kommissionsrat, beschreiben läßt diese Schönheit sich nicht,“ sagte der Oberkellner, dem kleinen Herrn in's Wort fallend, „Sie werden ja selbst sehen und richten!“

„Die Dame wird mit uns speisen?“

„Gewiß.“

„Vortrefflich!“ erwiderte der Rat, während er vor dem Spiegel seine Toilette musterte. „Sie haben wohl die Gewogenheit, ihr in meiner Nähe einen Sitz anzuweisen?“

„Wenn Sie es wünschen?“

„Du lieber Gott, welche Antwort! Wer sollte nicht wünschen, eine so schöne Tischnachbarin zu haben? Und dann erzeigen Sie ja auch der Dame einen Gefallen damit. Die jungen Leute glauben sich besonders angenehm zu machen, wenn sie den Damen durch alberne Redensarten lästig fallen, und Sie wissen ja, wie unsere Tafelgäste in dieser Beziehung sind.“

„Gewiß, gewiß, Herr Kommissionsrat.“

„Ist die Dame noch jung?“

Der Oberkellner mußte wieder lächeln, als er in das neugierige Gesicht mit den hoch hinaufgezogenen Augen-

brauen schaute, welches in fieberhafter Spannung zu ihm aufblickte.

„Jung, schön, reich und vornehm," erwiderte er.

„A—ah a—ah! Sie kennen ihren Namen, ihren Stand."

„Gräfin von Malachowski aus Petersburg."

„Eine Russin! Ah, in Rußland soll es wunderbar schöne Frauen geben."

Der Kommissionsrat nickte, während er dies sagte, sehr gedankenvoll und folgte dabei mit den Blicken unverwandt dem Oberkellner, der hie und da einen Stuhl grade rückte und jetzt, da nun auch die übrigen Gäste sich einfanden, dem kleinen, neugierigen Herrn keine Aufmerksamkeit mehr schenken konnte.

Natürlich war unter den Gästen nur von der schönen russischen Gräfin die Rede. Diejenigen, welche schon das Glück gehabt hatten, sie zu sehen, wußten ihre Schönheit nicht hoch genug zu preisen, während die Übrigen mit gespannter Erwartung die Thür beobachteten, durch welche die Dame kommen sollte.

Und in der That, als sie nun eintrat, mußte man von dieser blendenden Erscheinung sich überrascht fühlen, und manchem Munde entfuhr unwillkürlich ein leiser Ausruf der Bewunderung.

Von schlankem Wuchs und üppigen Formen, mit der Haltung und dem Auftreten einer Königin, hatte sie etwas wahrhaft Imponierendes; in ihren großen dunklen Augen flammten die gedämpften Gluten der Leidenschaften, während der Ausdruck ihres klassisch-schönen Gesichts Sanftmut und Herzensgüte verriet.

Ihre Toilette war außerordentlich geschmackvoll, reich

aber nicht überladen, sie schmiegte sich den schönen Formen des Körpers an.

Sie trug keinen Schmuck außer einem Ring an der rechten Hand, und als man die Dame selbst genugsam betrachtet und bewundert hatte, richteten die Blicke Aller sich auf diesen Ring.

Einen so großen, kostbaren Brillant hatte noch keiner der anwesenden Gäste gesehen, die Gräfin mußte enorm reich sein.

Der Kommissionsrat war glücklich, — sein Freund, der Oberkellner, hatte der schönen Dame den Platz neben ihm angewiesen.

Ganz außer sich war der kleine Herr, er überbot sich in Dienstleistungen, ohne vorher darüber nachzudenken; er bot ihr noch vor der Suppe ein Glas Wein, Wasser und sogar die Zahnstocher an, fest überzeugt, daß sie ihn für einen sehr liebenswürdigen Herrn halten müsse.

Und nach der Suppe knüpfte er mit ihr ein Gespräch über Rußland an. Er war allerdings selbst nicht dagewesen, aber er hatte doch manches Buch über russische Zustände gelesen, und er nahm sich fest vor, für den nächsten Tag den Bädecker gründlich zu studieren.

Indes, das war nicht nötig, die Gräfin beantwortete seine Fragen in der liebenswürdigsten Weise, sie sprach leicht, elegant und interessant, und die Tischgenossen nahmen an diesem Gespräch lebhaften Anteil.

Man war beim Dessert angelangt, als der kleine Kommissionsrat sich ein Herz faßte und den herrlichen Brillant bewunderte.

Die Gräfin sah ihn lächelnd an

„Und wie hoch schätzen Sie den Wert dieses Steines?" fragte sie.

Der kleine Herr wurde durch diese Frage einigermaßen in Verlegenheit gebracht, er hatte niemals Brillanten taxiert, er verstand davon nichts und lief also Gefahr, durch seine Unkenntnis sich zu kompromittieren.

„Tausend Thaler mindestens," erwiderte ein Tischgenosse für ihn.

„Ei, nicht doch, nicht zehn Thaler Wert hat er," erwiderte die Gräfin leichthin. „Es ist böhmischer Stein — Glas, nichts weiter."

„Unmöglich," fragte der Kommissionsrat.

Die schöne Dame streifte den Ring vom Finger und gab ihn dem kleinen Herrn.

„Prüfen Sie selbst!" bat sie.

Nun konnte der kleine Herr allerdings nicht den Wert eines Brillanten bestimmen, aber er wußte doch einen echten von einem unechten Stein zu unterscheiden, und selbst, wenn er auch dies nicht gewußt hätte, würde er, der höfliche, galante Herr, jedenfalls den Stein für echt erklärt haben. Eine solche Dame konnte ja keinen unechten Stein tragen.

„Unmöglich — sage ich noch einmal," erwiderte er. „Gnädige Frau, dieser Stein muß echt sein."

„Und ich wiederhole Ihnen, ich habe den Ring gekauft für das, was er wirklich ist — böhmisches Glas. Ich gebe zu, daß der Stein außerordentlich kunstreich geschliffen ist, aber besonderen Wert hat er nicht."

Der Ring machte unterdessen an der Tafel die Runde.

„Ein Stein von reinstem Wasser!" — „Welches Feuer!" — „Ein kostbarer Stein!" — Das waren die

Bemerkungen, mit denen er weitergegeben wurde von Gast zu Gast, bis er endlich wieder in den Händen der Gräfin lag.

„Ich bedauere wirklich, daß keiner der anwesenden Herren meiner Behauptung beistimmen will," nahm die schöne Dame wieder das Wort, „ich muß dabei beharren, daß der Stein ein böhmischer Diamant ist. Ich trage ihn schon deshalb mit Vorliebe, weil er keinen Wert hat, sein Verlust würde mich also nicht schmerzen."

Der Kommissionsrat schüttelte den Kopf, eben jetzt blendete ihn wieder ein Farbenblitz aus dem kostbaren Stein.

„Es ist nicht möglich," sagte er halblaut. „Bei dem Kauf muß ein Irrtum, eine Verwechselung stattgefunden haben, ich schwöre darauf, daß dieser Stein echt ist."

„Sie würden, allerdings unbewußt, einen Meineid schwören," erwiderte die Gräfin lächelnd.

„Gnädige Frau, ich vermute Sie scherzen, Sie wollen uns auf die Probe stellen."

„O, das wäre unartig."

„Sie bestehen also fest darauf, daß der Stein unecht ist?"

„Ja."

„Würden Sie auch dem Urteil eines Juweliers gegenüber bei Ihrer Behauptung beharren?" fragte der Kommissionsrat, dem es jetzt Ehrensache geworden war, die Wahrheit seiner Ansicht zu beweisen.

„Wenn dieser Juwelier Kenner ist —"

„Gnädige Frau, ich bürge dafür; er hat sogar den Ruf, der beste Kenner weit und breit zu sein."

„Nun wohl, dann würde ich mich seinem Urteil unterwerfen. Ich bin ja meiner Sache sicher und kann also dem Urteil mit Ruhe entgegensehen."

Diese Zuversicht brachte den kleinen Herrn in Ver-

wirrung, überdies sah er die Blicke Aller auf sich gerichtet, und in den Mienen einiger Tischgenossen glaubte er eine leise Schadenfreude zu entdecken; er wußte nur zu gut, daß man ihm schon deshalb eine Niederlage gönnte, weil er sich so sehr mit der schönen Dame beschäftigt und sie ihn infolgedessen vor allen andern bevorzugt hatte.

„Darf ich die Bitte an Sie richten, mir den Ring für eine halbe Stunde zu überlassen?" fragte er. „Diese Herren bürgen für mich —"

„O bitte," fiel die Gräfin ihm in's Wort. „Die Bürgschaft ist durchaus unnötig, sie zu fordern wäre eine Beleidigung."

Damit überreichte sie ihm den Ring, und der Blick, der ihn dabei aus den großen, dunklen Augen traf, versetzte ihn in den siebenten Himmel.

Er verbeugte sich dankend, nahm seinen Hut und eilte hinaus.

Die Wohnung des Juweliers lag in der Nähe des Gasthofes, der kleine Herr hatte sie bald erreicht.

Er blieb stehen und rang nach Atem — jetzt mußte es sich entscheiden, wer Recht hatte. Er trat ein und legte den Ring in die Hand des Juweliers.

„Ist der Stein echt oder falsch?" fragte er in atemloser Spannung.

In den Augen des Juweliers leuchtete es auf.

„Das ist der Stein, den ich suche, der mir noch fehlt an dem bestellten Schmuck," sagte er hastig. „Woher haben Sie ihn, Herr Rat? Wollen Sie ihn mir überlassen?"

„Sie halten ihn also für echt?"

„Natürlich!"

„Und doch behauptet die Eigentümerin, es sei böhmisches Glas.“

„Unsinn. Sie hat sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt.“

„Sie würden also den Stein kaufen?“

„Sofort.“

„Und was zahlen Sie dafür?“

„Zwölfhundert Thaler.“

„A—a—ah,“ sagte der Kommissionsrat überrascht. „Ist das Ihr voller Ernst?“

„Ich will Ihnen das Geld augenblicklich zahlen.“

Jetzt konnte der kleine Herr nicht mehr bezweifeln, daß es ein ernstgemeintes Gebot war — die Gräfin kannte augenscheinlich den Wert des Steines nicht, oder sie hatte sich wirklich einen Scherz mit ihm erlaubt.

„Zwölfhundert Thaler!“ wiederholte er.

„Und ich werde Ihnen dabei noch sehr dankbar sein für die Überlassung des seltenen Steines.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß er nicht mein Eigentum ist —“

„So führen Sie mich zu der Dame, mir liegt wirklich daran, den Stein zu erhalten.“

Der Kommissionsrat fuhr aus seinem Sinnen auf. Den Juwelier sollte er zur Gräfin führen? Bewahre, er selbst wollte das Geschäft machen und wenn möglich etwas dabei verdienen. Er war früher Armeelieferant gewesen, er handelte jetzt noch immer gern, weshalb sollte er die kleine Summe, die er an diesem Geschäft verdienen konnte, verschmähen? Und dann die Genugthuung vor den Tischgenossen, wenn er selbst den Ring kaufte.

„Das wäre unklug,“ sagte er, „die Dame würde auf

den Wert des Ringes aufmerksam gemacht und eine übertriebene Forderung wäre die natürliche Folge. Ich will mein Möglichstes thun, den Ring zu erwerben, dann bringe ich denselben zu Ihnen. Sie halten also Ihr Gebot aufrecht?"

„Zwölfhundert Thaler — ja."

„Gut, ich hoffe, Ihnen morgen den Stein überliefern zu können."

Der kleine Herr eilte in seine Wohnung, füllte sein Portefeuille mit Banknoten und kehrte dann in den Gasthof zurück.

Die Blicke Aller richteten sich auf ihn, ein triumphierendes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Nun werden Sie mir wohl recht geben," sagte die Gräfin ruhig, indem sie den Ring wieder in Empfang nahm.

„Gnädige Frau, ich bin bereit, Ihnen für den Ring tausend Thaler zu zahlen," erwiderte der Kommissionsrat, und sein ganzer Männerstolz spiegelte sich in dem Ton, den er anschlug.

„Sie scherzen," antwortete die Gräfin kalt. „Wenn der Juwelier Ihnen vielleicht gesagt hat, der Stein sei echt, so ist er entweder kein Kenner, oder er hat Ihnen einen kleinen Gefallen erzeigen wollen."

„Ich setze unbedingtes Vertrauen in die Kenntnisse dieses Juweliers," sagte der Rat, einigermaßen verletzt, „wenn ich es nicht thäte, würde ich nicht die hohe Summe für den Ring bieten, der nach Ihrer Behauptung ganz wertlos sein soll."

Die Gräfin schüttelte leicht das Haupt und ließ ihren Blick über die Gäste schweifen, als ob sie die Tischgenossen auffordern wollte, ihr in diesem Wortkampfe beizustehen.

„Sie werden mich zu großem Danke verpflichten, wenn Sie mir den Ring für den gebotenen Preis überlassen wollen," nahm der Kommissionsrat wieder das Wort.

„Aber mein Herr, für einen Stein, der keinen Wert hat —"

„Biete ich tausend Thaler!"

Die Gräfin zog die Brauen leicht zusammen.

„Ich könnte darin eine Beleidigung finden," sagte sie, „es ist ja unerhört, daß —"

„Gnädige Frau, ich wiederhole nochmals mein Gebot und nehme diese Herren zu Zeugen, daß ich aus eigenem Antrieb Ihnen tausend Thaler für diesen Ring angeboten habe."

Die schöne Gräfin spielte mit dem Ringe, sie kämpfte offenbar mit einem Entschluß.

„Ich würde Sie betrügen", sagte sie zögernd.

„Davon kann wohl keine Rede sein," erwiderte ein Tischgenosse, „der Herr Kommissionsrat kauft ja den Stein, ohne eine Garantie für die Echtheit zu verlangen."

„Im Gegenteil, da Sie selbst sagen, er sei unecht, so sind Sie jeder Garantie überhoben," sagte der kleine Herr mit feinem Lächeln.

Noch immer zögerte die Gräfin, die Tafelgenossen er-erwarteten mit Spannung den Ausgang des interessanten Handels.

Der Kommissionsrat aber nahm sein Portefeuille aus der Tasche, öffnete es und zählte zehn Hundertthaler-Scheine auf den Tisch.

„Hier ist das Geld," sagte er, „ich bitte nun um den Ring."

„Es ist also Ihr voller Ernst, den Handel abzuschließen?“ fragte die Gräfin.

„Wie Sie sehen, gnädige Frau.“

„Gut, so wollen wir, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, das Geschäft schriftlich abschließen.“

„Wie es Ihnen beliebt!“

„Die Herren haben wohl die Güte, mit ihrer Unterschrift zu bezeugen, daß der Herr Kommissionsrat einen falschen böhmischen Diamant für den Preis von tausend Thaler von mir gekauft und dabei von mir die ausdrückliche und wiederholte Erklärung erhalten hat, daß der Stein falsch und wertlos sei.“

Die Anwesenden erklärten insgesamt, das bezeugen zu wollen, Einer von ihnen schrieb das Dokument, welches Alle unterzeichneten.

„So, Herr Kommissionsrat, nun haben auch Sie wohl die Güte, dieses Schriftstück zu unterschreiben,“ sagte die schöne Frau mit bezauberndem Lächeln, indem sie dem kleinen Herrn die Feder reichte. „Ich lege auf Ihre Unterschrift ganz besonderen Wert, sie soll mir später noch ein Andenken an diese vergnügte Stunde sein.“

Der Kommissionsrat fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, er warf einen triumphierenden Blick auf seine Tafelgenossen, die ihn natürlich um diese Auszeichnung beneideten, dann nahm er die Feder, und im nächsten Augenblick prangte sein Name unter dem Dokument.

Jetzt übergab die Gräfin ihm den Ring, den er mit einer tiefen Verbeugung in Empfang nahm.

Es war inzwischen dunkel geworden, die Gesellschaft, die so lange zusammengeblieben war, um das Ende des Handels abzuwarten, trennte sich jetzt. Nur einige Freunde

blieben bei dem Kommissionsrat zurück, um mit ihm einige Flaschen Champagner zu leeren.

Die Gräfin hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen, in dem kleinen Kreise sprach man über sie. Man pries ihre Schönheit, ihr feines Benehmen, ihr sicheres Auftreten, ihre Liebenswürdigkeit, mit der sie alle Herzen im Fluge gewonnen hatte, und ihr Unterhaltungs-Talent, und als nun der Kommissionsrat erzählte, welches Urteil der Juwelier über den Ring abgegeben, und welch' vortreffliches Geschäft er gemacht hatte, beneidete man ihn in hohem Grade.

Nur einer, ein alter, pensionierter Kanzleirat meinte, es müsse denn doch etwas Besonderes dahinter stecken, es sei ja ganz und gar undenkbar, daß die reiche, erfahrene Gräfin den Wert des Ringes nicht gekannt haben solle.

Aber man wußte ja, daß der Kanzleirat in allen Stücken mißtrauisch im Polizeibüreau die Pässe visiert und dabei gar manchen Menschen kennen gelernt, der ihm den Glauben an die Menschheit vergiftete. Auf seine Vermutungen und Besorgnisse durfte man keinen Wert legen.

Bis in die Nacht hinein blieb der Kommissionsrat bei seinen Freunden und Zechgenossen, und als er endlich mit schwerem Kopf nach Hause schwankte, freute er sich schon im voraus auf das gute Geschäft, welches er am andern Tage mit dem Juwelier zu machen gedachte.

Dem Juwelier lag viel daran, den seltenen Brillant zu erhalten, er selbst hatte es gesagt, er konnte also auch einen höheren Preis zahlen. Jedenfalls aber war es ein ganz vortreffliches Geschäft, und daneben hatte er heute einen Triumph gefeiert, der ihm sein ganzes Leben lang in der Erinnerung bleiben mußte, einen Triumph, den

niemand ihm streitig machen konnte, mit dem er sich brüsten durfte, so oft es ihm beliebte.

Und am andern Tage gleich nach dem Frühstück verfügte der kleine Herr sich zu dem Juwelier, dem er mit triumphierender Miene die Hand reichte.

„Bringen Sie mir den Stein?“ fragte der Juwelier erregt.

„Den ganzen Ring, mein Freund“, erwiderte der Kommissionsrat. „Was zahlen Sie dafür?“

„Ich sagte Ihnen schon gestern —“

„Ah, zwölfhundert Thaler sind zu wenig. Sie müssen mehr geben.“

„Ich habe das höchste Gebot gemacht,“ sagte der Juwelier achselzuckend, „und wenn ich nicht irre, haben Sie es acceptiert für den Fall, daß der Stein Ihr Eigentum würde.“

„Abgeschlossen haben wir nichts —“

„Allerdings nicht — aber ein Mann, ein Wort!“

Über das Gesicht des kleinen Herrn glitt ein dunkler Schatten, es ward ihm klar, daß er keine höhere Forderung stellen durfte.

Er holte den Ring aus der Tasche und überreichte ihn dem Juwelier.

„Sei es denn,“ sagte er, „ich denke, auf ein kleines Souper mit Champagner wird's Ihnen wohl nicht ankommen.“

„Nein, so knickrig bin ich nicht.“

„Schön, also zwölfhundert Thaler.“

Der Juwelier trat mit dem Ring ans Fenster, aber kaum hatte er einen Blick auf den Stein geworfen, als er ganz bestürzt den kleinen Herrn anschaute.

„Bieten Sie mir diesen Ring allen Ernstes an?“ fragte er.

„Natürlich!“

„Nun, dann muß ich Ihnen sagen, daß er gar keinen Wert hat!“

Der Kommissionsrat lachte, er betrachtete das als einen Scherz.

„Der Stein ist schön geschliffen, aber doch nur böhmisches Glas“, sagte der Juwelier, und zwar in einem so ernsten Tone, daß dem kleinen Herrn das Lachen verging.

„Was sagen Sie da?“ fragte der Letztere.

„Daß der Stein unecht und wertlos ist.“

„Scherz, mein Bester!“

„Bittrer Ernst, Herr Rat.“

„Sind Sie toll?“

„Ich wär's, wenn ich mehr als zehn Thaler für diesen Ring zahlte.“

Der Kommissionsrat stand eine Weile starr vor Staunen, dann aber flammte die helle Glut des Zornes in seinen Augen auf, und die kleinen Hände ballten sich unwillkürlich.

„Mein Herr, ich hege die feste Überzeugung, daß Sie über Nacht verrückt geworden sind,“ sagte er zitternd vor Erregung, „aber ich lasse nicht mit mir spielen. Sie haben gestern zwölfhundert Thaler für den Ring geboten —“

„Nicht für diesen Ring!“

„Gerade für diesen.“

„Sie zeigten mir einen ganz andern Stein, allerdings in einer Fassung, die der Fassung dieses Glassplitters täuschend ähnlich ist.“

„Unsinn! Der Ring ist seitdem mir nicht aus den Augen gekommen.“

„Und ich wiederhole Ihnen, es ist nicht derselbe Ring.“

Der Kommissionsrat atmete schwer, er meinte an dem Druck in der Kehle ersticken zu müssen.

„Ich weiß nicht, soll ich Sie für einen Narren oder einen Schuft halten,“ sagte er, unfähig, seiner Wut zu gebieten, „ich schwöre einen Eid darauf, daß es derselbe Ring ist.“

„Schwören Sie, was Sie wollen,“ erwiderte der Juwelier lakonisch, „ich werde nicht der Esel sein, der sein sauer verdientes Geld zum Fenster hinauswirft. Bringen Sie mir den Stein, den Sie mir gestern zeigten, so zahle ich Ihnen mit Freuden zwölfhundert Thaler dafür, aber für dieses Glas zahle ich keine zehn Thaler.“

Der kleine Herr griff mit beiden Händen in sein dünnes, graues Haar.

„Wache oder träume ich denn?“ sagte er. „Sie haben mich veranlaßt, für den Ring tausend Thaler zu zahlen, Sie mußten gestern schon wissen, daß es kein echter Brillant ist —“

„Gestern war's ein echter!“

„Und nun soll er über Nacht falsch geworden sein?“

„Der Stein selbst nicht, aber er ist vertauscht worden. Verlassen Sie sich auf die Wahrheit meiner Behauptung. Sie sind betrogen worden.“

„Das ist unmöglich.“

„Es kann nicht anders sein. Erzählen Sie mir den Hergang des Handels zwischen Ihnen und der Dame, vielleicht kann ich Ihnen auf die Fährte helfen.“

Der Kommissionsrat war auf einen Stuhl gesunken, es ward ihm nun doch bald klar, daß der Juwelier Recht haben mußte.

Und nachdem er ihm Bericht erstattet hatte, gab der Juwelier ihm sofort die Lösung des dunklen Rätsels.

„Ihre russische Gräfin besitzt den echten Stein und wer weiß wie viele andere böhmische Diamanten, die in Schliff und Fassung dem echten täuschend ähnlich sind,“ sagte er. „Und die Verwechselung hat stattgefunden, während die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf das Dokument gerichtet war. Wer von Ihnen hätte auch in der russischen Gräfin, die, wie Sie sagen, durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre Schönheit Alle bezauberte, eine Betrügerin vermuten können? Also sind Sie ohne Arg in die Falle gegangen, und ich bin überzeugt, die Gräfin ist bereits über alle Berge. Aber selbst wenn sie noch hier wäre, was wollen Sie ihr anhaben? Können Sie ihr den Betrug beweisen? Haben Sie nicht durch Ihre Unterschrift sogar bezeugt, daß Sie wissentlich einen falschen, wertlosen Stein von der Gräfin kauften?“

„Ich bitte Sie, schweigen Sie!“ rief der Kommissionsrat wütend. „Ich werde die Sache untersuchen, und wehe ihr, wenn Sie mich betrogen hat.“

Er stürzte hinaus, atemlos kam er im Gasthofe an.

„Wo ist die Gräfin von Malachowski?“ fragte er den ihm entgegentretenden Oberkellner. „Melden Sie mich sofort an.“

„Bedaure,“ lautete die Antwort, „die gnädige Frau sind gestern noch mit dem Nachtzuge weitergereist.“

„Hol Sie der Teufel mit Ihrer gnädigen Frau,“ schrie der kleine Herr erbost. „Eine Betrügerin ist diese Gräfin.“

„Aber Herr Kommissionsrat!“

„Ich kann's beweisen,“ polterte der kleine Herr, mehr

und mehr sich ereifernd, „mich hat sie um tausend Thaler betrogen.“

„Der Ring —“

„Ist unecht und wertlos!“

„Aber das wußten Sie ja!“

„Den Kuckuck wußte ich! Vertauscht hat sie die Ringe. Der, den sie trug, war echt, den unechten hatte sie in der Tasche, — begreifen Sie nun? Übrigens habe ich keine Lust, zum Schaden auch noch den Spott auf mich zu nehmen und mir von den Tischgenossen hier Sottisen sagen zu lassen, — ich werde hier nicht mehr speisen — leben Sie wohl!“

Von der Gräfin Malachowski aber hat man nie wieder etwas gehört.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

König, Ewald August,

Criminalgeschichten

Berlin [1888]